

11.32 Die Gartenlaube

Stadt
Gärtnerei
Ring



1932. Nr. 48
Berlin, 1. Dezember

Ganz bei der Sache

Aufn. Der Reporter

30 Pf. 10 Cents USA.
60 Gr. Oestr.

Ausgabe B
m. Versandg. 40 Pf. zuzügl.
ortsüblich. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

Liane. Sie sind seit einigen Jahren verheiratet, Mutter eines Kindes und durch das leichtsinnige Verhalten Ihres Mannes in schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis.

Ihr Fall ist wirklich ein sehr trauriger, und traurig ist es auch, daß er keineswegs selten ist, sondern daß es immer mehr Ehen gibt, in denen der Mann durch Liederlichkeit der durch wirtschaftliche Not gefährdeten Familie den letzten Stoß versetzt. Die Arbeit verlieren — das bedeutet für so manchen den moralischen Halt verlieren, und wenn man auch oft versucht ist, entschuldigend zu sagen: Die Not hat ihn auf die schiefen Ebene getrieben, so wird doch deshalb die Forderung des einfachsten Verantwortungsgefühls gegenüber Frau und Kind nicht aufgehoben. Es gehört schon ein großer Mangel an Empfänglichkeit dazu, wenn ein Mann noch die Unterstützungsgelder vertut oder verzinkt! In Ihrem Fall rate ich Ihnen vor allen Dingen, nichts Entscheidendes zu tun, ohne sich noch einmal gründlich von einem Juristen beraten zu lassen. Es wäre ferner zu erwägen, ob sie nicht die wöchentliche Summe selber abholen können; das für Sie zuständige Fürsorgeamt müßte sie hier beraten. Die von Ihnen geschilderten Zustände sind unhaltbar, und schon im Interesse des Kindes müßte so bald wie möglich wenigstens eine provisorische Lösung gefunden werden. Können Sie nicht vielleicht für einige Zeit zu Ihren Eltern ziehen? Was die Frage des Besitzerrechts an den Möbeln anbelangt, so muß auch diese vorher juristisch einwandfrei klar sein. Und nun zum letzten Teil Ihres Briefes. Sie werden an dieser Stelle schon manche Antworten an Frauen gelesen haben, die aus dem Leid ihrer Ehe durch Scheidung flüchten wollten; auch Ihnen möchte ich sagen: solange noch eine Möglichkeit besteht, daß Sie durch Ihren Einfluß den Mann doch einmal wieder auf den rechten Weg zurückführen, sollten Sie sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Das heißt nun nicht unter allen Umständen kämpfen, sondern das heißt auch manchmal warten können. Eine räumliche Trennung ist noch keine Scheidung, besonders dort, wo wirtschaftlicher Zusammenbruch sie verlangt; sie würde aber vielleicht Ihrem Mann zum Bewußtsein bringen, was er zu verlieren hat. Ein neues Glück erhoffen, während ein altes in Scherben bricht — das kann eine gefährliche Illusion sein. — Gibt es denn nicht eine Person unter Ihren gemeinsamen Verwandten und Freunden, die auf Ihren Mann Einfluß hat, mit der Sie ganz offen sprechen könnten? Das ist leider alles, was ich Ihnen sagen kann; es würde mich freuen zu erfahren, daß Sie den richtigen Ausweg gefunden haben.

Rolf. Sie sind 21 Jahre alt und haben sich mit einem 17-jährigen Mädchen verlobt, mit dem Sie seit frühesten Kindheit befreundet waren.

Freunde haben Ihnen abgeraten, eine „Jugendliebe“ zu heiraten, da dies nie zu einer glücklichen Ehe führt.

Das kategorische „Nein“ ist natürlich verkehrt. Es ist noch nicht prognostisch festgestellt, unter welchen Ehen es die meisten unglücklichen gibt! Es hat auch hier gar keinen Sinn zu verallgemeinern. Ganz abgesehen von dem Empfinden Ihrer Freunde, möchte ich Ihnen aber raten, die Frage der Ehe nicht so früh in den Vordergrund zu stellen; Zeit und Entwicklung werden noch ein kräftiges Wort mitsprechen; erleben Sie Ihre Liebe im schönsten, reinsten Sinn als das, was sie ist: eine Jugendliebe; wenn sie mit Ihnen wächst, dann wird auch später noch die rechte Stunde für das rechte Wort schlagen.

N. E. Sie stehen seit einigen Jahren in Beziehung zu einem Herrn und leiden unter dem Konflikt zwischen der Meinung Ihrer Eltern und Ihrer Neigung.

So wie Sie die Vergangenheit schildern, erscheint mir der Widerstand Ihrer Eltern als ganz berechtigt. Wenn dieser Mann es wirklich ernst meint mit Ihnen, hat er keinen Grund, der entscheidenden Frage nach der Zukunft auszuweichen; Sie nehmen ihn feinfühlig — dann muß er auch Empfänglichkeit dafür haben, daß Ihre Lage unhaltbar ist, daß Sie nicht jahrelang auf ihn warten können, ohne zu wissen, ob er Sie jemals heiraten wird. Die ganzen Zwistigkeiten mit der Familie, das mehr oder minder berechtigte Gerede über sein Vorleben und über seinen Charakter, den Widerstand Ihrer Mutter würde ein entscheidendes Wort von ihm beenden. Warum also spricht er nicht? Wenn Ihr Herz auch davor bangt — es wird Ihnen gar nichts anderes übrigbleiben, als die entscheidende Aussprache herbeizuführen, auch auf die Gefahr hin, daß es die letzte wäre. Und wenn der Freund auch dann wieder nichts hören will, seien Sie stark und ziehen Sie einen dicken Strich unter seinen Namen. Vielleicht gehört er auch zu den Menschen, die Ihr Liebstes erst verlieren müssen, ehe sie den Wert erkennen; das würde sich ja bald zeigen. Und wenn nicht — Sie sind noch jung und stehen am Anfang Ihres Weges!

Krau Else. Sie sind seit mehreren Jahren verheiratet. Ihr Mann schilt immer mit Ihnen, wenn Sie für den Tisch frische Blumen kaufen, denn dies sei Verschwendug und überflüssige Spielerei.

Auch ich kann Ihrem Mann nicht recht geben; wenn Sie mit Ihrem Wirtschaftsgeld auskommen und sich einmal in der Woche vom Markt ein paar frische Blümchen mitbringen, kann man kaum von Verschwendug reden. Von einem freundlich gedeckten Tisch schmeckt das einfachste Essen noch einmal so gut. Nur läßt sich hierüber schlecht streiten; Ihr Mann hat offenbar keinen Sinn dafür. Von einem Kind kann man sagen, der Sinn ließe sich wecken, aber anders steht es bei einem Mann von 35 Jahren. Vielleicht wird er aber doch wenigstens Ihnen zuliebe sein „Brummen“ aufgeben, wenn Sie betonen, wieviel Freude Sie an den Blumen haben.



Still-
vergnügt

genießt er die Wohltat des
Vasenol-Wund- u. Kinder-
Puders, der die Haut des
Säuglings gesund u. trok-
ken erhält, Rötungen und
Entzündungen zuverlässig
beseitigt. Deshalb in jede
Kinderstube:

VASENOI
WUND- u. KINDER- PU DER

KUNST-AUSSTELLUNG
Scherl-Haus

Dezember 1932

**Publikationen aus dem
Kunstverlag Scherl
nach alten und neuen Meistern**
in verschiedenen Techniken

Original-Graphik

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Lesehalle

Verkauf von Kunstdrätern
Größte Auswahl moderner Bilder für jeden Raum
Geschmackvolle Rahmungen

Knorr

empfiehlt für die nächste Woche folgende Suppen:

- | | |
|-------------|------------------|
| Sonntag: | Mockturtle |
| Montag: | Königin |
| Dienstag: | Eiernudeln |
| Mittwoch: | Blumenkohl |
| Donnerstag: | Hausmacher |
| Freitag: | Heilbronner |
| Samstag: | Erbsen mit Speck |

Alle diese Suppen lassen sich ohne Zutaten
mühelos zubereiten mit

Knorr Suppenwürfel

1 Würfel = 2 Teller = 10 Pfennig

Fordern Sie von C. H. Knorr A. G. Heilbronn a. N. 8
kostenlos Prämienverzeichnis. Es ist Ihr Vorteil!



Das Wunder des Lely-Pumpwerks in der Zuidersee,

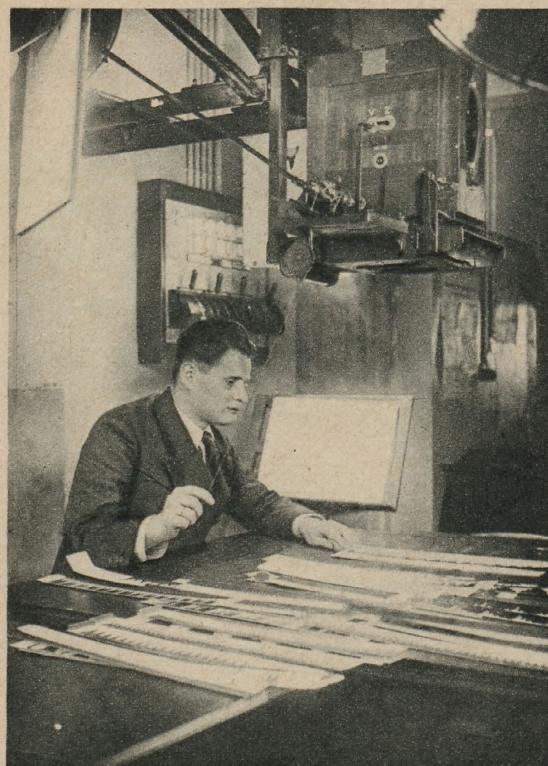
das in den drei Jahren, die zwischen den beiden Aufnahmen liegen, 600 Millionen cbm Wasser ausgepumpt hat. — Die Arbeiten zur Trockenlegung haben in der letzten Zeit erhebliche Schwierigkeiten ergeben, da die Schleusendämme dem Wühlen der Sturmflut nicht in dem vorher berechneten Umfang standhielten und daher verstärkt werden müssen

Aufn. Wolfgang Weber

Jetzt kann man Töne schreiben

Das schon seit Jahren erörterte Problem der geschriebenen Tonschrift scheint jetzt endlich Wirklichkeit geworden zu sein. Denn der Münchener Trickzeichner Rudolf Pfenninger hat kürzlich einige sensationelle Tonfilme gezeigt, bei denen die Musik nicht in der bis jetzt gebräuchlichen Art photographiert, sondern gezeichnet wurde. Bekanntlich zeigt der Tonstreifen bei der sogenannten Amplitudenschrift zahlreiche Wellenberge und -täler, die in ihrer Anordnung und Höhe den akustischen Schwingungen entsprechen. Pfenninger hat nun die Aufgabe gelöst, solche Schrift synthetisch herzustellen, indem er Schablonen benutzt, die in geeigneter Weise übereinanderkopiert werden. Die vorgeführten Musikstreifen klangen so ausgezeichnet, daß es oft schwer war, den Klang von normalem Instrumentalkonzert zu unterscheiden. Angeblich soll — wie auf der letzten Sitzung der Deutschen Kinotechnischen Gesellschaft erklärt wurde — Pfenninger auch in der Lage sein, ganze Sähe ohne vorherige Vorbereitung aufzuzeichnen. Nicht etwa nur Melodien einer Stimme, sondern ganze Orchesterkonzerte, die Pfenninger an Hand der Partitur auf seinem Trickisch hervorzaubert. (Siehe Bild. Aufn. Atlantik.) Wie man hört, soll er sogar Singstimmen retuschieren können, so daß es also nicht mehr lange dauern wird, bis man den wirklich idealen Tenor künstlich zu hören bekommt.

H. Kl.

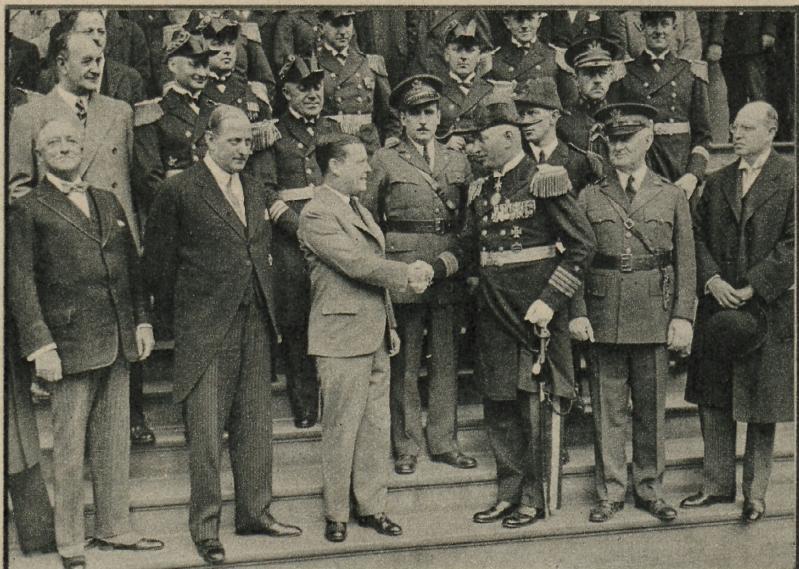


Rechts:

Deutsches Kriegsschiff in New York

Zum erstenmal seit dem Kriege ist ein deutsches Kriegsschiff, die „Karlsruhe“, im Hafen von New York eingelaufen und dort mit großem Jubel empfangen worden. — Der neue Bürgermeister Joseph V. McKee begrüßt Kapitän Erwin Wassner auf den Stufen des Rathauses. Links neben McKee der deutsche Generalkonsul in New York Dr. Otto Kiep

Aufn. Scherls Bilderdienst

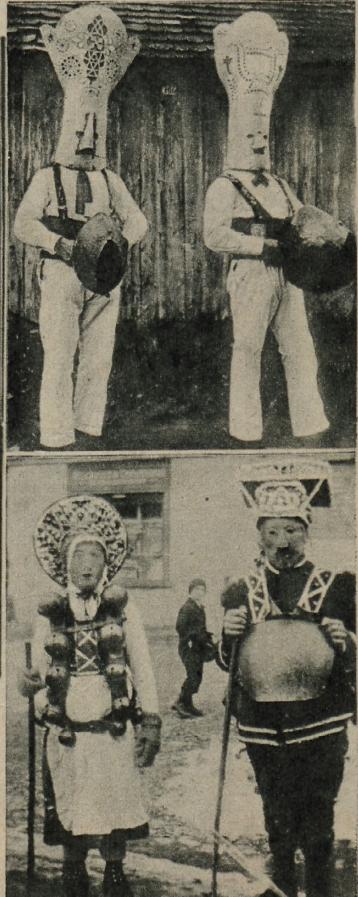


St. Nikolaus kommt

Gruppe von vermummten „Kläusen“ aus Wollishofen-Zürich mit transparenten Hüten. Sie sehen wie ein fremdländischer Volksstamm in vollem Kriegsschmuck aus

Rechts oben: Die Appenzeller Kläuse haben eine sehr originelle Tracht

Rechts: Kläuse aus Schänis im Kreis St. Gallen mit ihrem amüsanten Kopfputz
Aufnahmen Max Gerlach





Die Welt der Frau
Vom Fels zum Meer

* Illustriertes Familienblatt *

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Buffalo

eine Erzählung aus der Prärie von Olai Aslagsson

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Eine Bisonkuh schleppte sich mühselig auf drei Beinen durch das Gelände zwischen Montana und Wyoming. Das rechte Hinterbein baumelte unbrauchbar von der Hüfte herab; eine Gewehrkugel hatte den Hüftknochen zerschmettert.

Es war zeitig im Frühling, und die Kuh ging trächtig mit einem Kalb. Sie hinkte auf ihren drei Beinen dahin und kam doch unglaublich schnell vorwärts. Obwohl sie todmüde und zum Umsinken hungrig war, machte sie nirgends halt. Was sie fraß, riß sie im Laufen ab, und das war in den letzten drei Tagen nicht viel gewesen.

Seit fünf Tagen lebte sie das ruhelose Leben eines Flüchtlings. Eines Nachts war sie aus einem Pferch im Norden von Montana ausgebrochen, wo sie viele Jahre lang mit andern Bisons und gewöhnlichen Rindern zusammen eingezäunt gelebt hatte.

Sie war die einzige, die von den paar hundert Tieren, die gleichzeitig fortlossen, entkommen war. Zwei Tage lang war sie aufs grausamste mit dem Lasso verfolgt worden; aber in dem unwegsamen Landstrich war es ihr gelungen, ihren Verfolgern zu entrinnen. Da hatte einer von ihnen, vermutlich aus Wut, von weitem auf sie geschossen und ihr den Hüftknochen zertrümmert.

Seitdem hatte die Kuh von ihren Verfolgern weder etwas gehört noch gesehen; aber deshalb hatte sie ihre Schnelligkeit nicht vermindert. Hügelauf, hügelab hinkte sie unverdrossen. Stieß sie auf ein Bachbett, das nach Süden führte, so folgte sie ihm, um die Höhen zu vermeiden. Ihre Augen waren wild vor Furcht und blutunterlaufen vor Anstrengung. Wenn Müdigkeit sie überwältigte, sank sie nieder und blieb eine Weile liegen, ohne sich zu rühren. Kaum aber hatte sie sich von der ärgsten Erschöpfung erholt, so trieb es sie weiter.

Die zerschmetterte Hüfte ließ ihr auch nie lange Ruhe; sie gehämmerte sie an die Menschen und daran, daß sie ein Flüchtlings war, der keine Zeit hatte, zu tun, was er wollte. Sie mußte auf, mußte weiter, trotz Hunger und Schmerz. Jeden Augenblick erwartete sie, daß ein Mensch über die nächste Höhe angeritten käme. Und wenn der Wind im Gestrüpp rauschte, wählte sie Lassoschwirren zu hören.

Mit Vorsicht und Mühe brachte sie das linke Hinterbein unter sich. Dann lag sie eine Weile auf den Knien, mühete sich ab, das Gleichgewicht zu behalten, und wartete auf den richtigen Augen-

blick, um sich auf die Vorderbeine zu erheben. Sie war alt, klug und vorsichtig.

In der Regel blieb sie dann eine Weile stehen, sah sich um und witterte gegen den Wind. Spürte sie nichts Beunruhigendes, so streckte sie sich, so gut sie konnte, ohne zuviel Gewicht auf die Hüfte zu legen. Darauf schüttelte sie ihre mächtige Mähne, daß die Haare sie umflogen, und trottete den endlosen Weg nach Süden weiter.

Der Apriltag war naßkalt und rauh. Nordostwind wehte heulend zwischen den Höhen hindurch und streute dem Bison Schneeflocken auf die Mähne. Hin und wieder sandten die schnell dahintreibenden Wollen Wasserstrahlen schräg auf die Erde. Zuweilen gab es eine Pause mit verheizungsvoll lichtem Himmel. Und zweimal im Laufe des Vormittags durchbrach die Sonne die Wolken, doch nur, um gleich wieder zu verschwinden.

Der Tag verging, und die Kuh setzte ihre Wanderung nach Süden fort. Sie trabte nicht mehr, sie ging nur. Vielleicht war sie am Ende ihrer Kräfte; vielleicht auch fühlte sie sich desto sicherer, je mehr Zeit verging und je mehr Meilen zwischen ihr und dem Pferch lagen. Der erste und schlimmste Schrecken war jedenfalls überstanden. Jetzt galt es nicht allein mehr, nur fortzukommen, jetzt mußte sie auch Rücksicht auf die schmerzende Hüfte nehmen. Als es dunkel zu werden begann, füllte sie ihren schlaffen Magen mit Gras und Wasser. Dann suchte sie den schmalsten und tiefsten Hohlweg in der Nachbarschaft. Und in dieser Schlucht, deren senkrechte Wände sechs Fuß hoch waren und so nahe beieinanderstanden, daß sie die Flanken der Kuh berührten, stellte sie sich hin, um auf Bisonart ihre Hüfte zu kurieren.

Tage- und nächtelang stand sie dort in dem Hohlweg ohne Futter und Wasser. Auf diese Weise heilten die Bisons Knochenbrüche. Sie würde es gleich nach dem Unglück getan haben, falls sie Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Die Sonne kam und ging, während die erschöpfte Kuh von Durst und Schmerzen gepeinigt wurde. Glücklicherweise dauerte es noch eine Weile bis zur Zeit der Dürre — der grausamen Dürre, die früh im Sommer das Gras versengte und das Land zur Wüste makte.

Es war erst April. Regen gab es oft und oft, und er war nicht selten mit Schneeflocken gemischt. Und heftige Hagelhauer suchten das Land häufig zu dieser Jahreszeit heim. Der Regen

war die Rettung der Bisonkuh. Die kleinen Pfützen, die sich in Reichweite sammelten, schlürfte sie bis zum letzten Tropfen. So weit sie, ohne sich von der Stelle zu bewegen, reichen konnte, war alles Genießbare bis zur Erdkruste verzehrt. Und wenn die Regenschauer ausblieben, leckte sie die Erde, solange sie noch Feuchtigkeit darin fand.

So stand das arme Tier tage- und nächtelang, ohne sich zu rühren, mager, mit schlaffem Bauch, todmüde. Die Nächte waren kalt, wenn der Wind durch den Einschnitt fauste; aber auch die Sonnenwärme konnte in dem tiefen Hohlweg oft eine Qual werden.

Nichts aber schien die Kuh zu kümmern als die Zeit —: ewige Stunden, eine unendliche Reihe von Stunden, die vorüberschlichen, während die Kranke abwechselnd das Gewicht des massigen Vorderkörpers von dem einen Fuß auf den andern legte. Den Hinterleib lehnte sie zuweilen gegen die rechte Wand, zuweilen gegen die linke. Dann mußte das eine gute Bein die Last tragen, die zweien zugedacht war. Daß die Kuh sich aufrecht zu halten vermochte, war merkwürdig. Eine stärkere Kraft wohl als die, die der Verstand antreibt, mochte ihr in dem scheinbar hoffnungslosen Kampf helfen.

Wie viele Male, wenn der Durst sie plagte, wenn das Hinterbein unter ihr einschließt, hätte sie am liebsten nachgegeben und sich niedergelegt. Aber immer und immer siegte ihr Instinkt: Diese ererbte Fähigkeit zwang sie, zu tun, was ihr Verstand nicht zu fassen vermochte.

Nichts konnte sie in ihrer Standhaftigkeit irremachen. Die Präriewölfe wagten sich nächtlicherweise heran, in der Hoffnung, einen sterbenden Bison zu finden. Aber sie mußten wieder ihrer Wege ziehen. Sie sahen, daß sie hier nichts zu suchen hatten: Auf einen Bison, der solche Augen hatte, zu warten, dazu hatten sie keine Zeit.

* * *

Einen Monat später, an einem schönen Maitag, wanderte die Bisonkuh einsam weiter über unwegsamstes Gelände. Sie war abgezehrt und dürr, und sie hinkte immer noch ein wenig auf dem rechten Hinterbein. Denn die zerschmetterte Hüfte war zwar zusammen gewachsen, aber doch nicht wieder ganz so gebrauchsfähig wie früher. Immerhin brauchte die Kuh durchaus nicht als Krüppel zu gelten. Hinkte sie auch ein bißchen, so kam sie doch tüchtig vorwärts. Mager war sie nach den schweren Leiden und von dem langwierigen Nahrungsmangel, und das neue Gras war erst einige Wochen alt. Es war fein und weich und wohl schmeckend; aber es war nur wenige Zoll lang und wuchs erst in kleinen Büscheln, mit großen kahlen Flecken dazwischen.

Die Bisonkuh hatte keine Ruhe gefunden. Sie hielt sich immer noch auf Wanderung, obgleich sie schon unendlich weit draußen in der Wildnis war. Da, wo sie sich jetzt befand, konnte sie sich höchstens einen Monat lang aufhalten. Dann trockneten die Bäume allmählich ein; und nachher versengte die Sonne das Gras, und das Land verödete.

Aber der alten Bisonkuh, die immer weiter nach Westen, in Richtung der großen Berge, wanderte, war das Land vielleicht noch nicht einsam genug. Jetzt dachte sie nicht mehr an sich, sondern an das Kalb, das kommen sollte.

Dies Alleinein ließ der ursprünglichen Natur des Bisons ganz zuwider. Früher waren diese Tiere nur in riesigen Herden gediehen, und hierin hatten sie sich sicher gefühlt. Aber die traurigen Erfahrungen von Generationen hatten sie gelehrt, daß die Herde keinen Schutz gegen den Menschen bot.

Jetzt gab es übrigens gar keine großen Herden mehr. Der meisten nahm sich der Staat in seinen Nationalparken an. Und dieser und jener Wohlhabende hatte ein paar Tiere zusammengebracht, die er mit seinen gewöhnlichen Kindern zusammen weiden ließ. Zu diesen hatte auch unser Flüchtlings gehörte. Und der Vater des Kalbes, das sie jetzt bald gebären sollte und für dessen Sicherheit sie so tief in die Wildnis flüchtete, war ein zahmer Bulle in ihrer alten Herde.

Es war mitten am Tage, und die Maisonne brannte ihr tüchtig auf die schwere Mähne. Im allgemeinen rastete sie, wenn die Sonne am ärgsten glühte, ein paar Stunden in einem der trockenen Bachbetten, die sich oft mehrere Meter tief in die Erde hineingegraben hatten. Heute aber fand sie keine Ruhe. Sie rastete weder, noch fraß sie.

Sie lief nicht. Dazu hatte sie nicht Kraft genug, selbst bergab

nicht. Sie ging nur. Und dazu war ihr Gang beschwerlich. Geschah es jedoch, daß sie auf den längsten und schwierigsten Hügeln stehenbleiben mußte, um Luft zu schöpfen, so regte sich etwas in ihr und trieb sie weiter. Das ließ ihr neue Kräfte, und die Anstrengung betäubte den Schmerz.

So verging der Nachmittag. Am Abend stieß sie auf einen kleinen Bach. Der war völlig ungleich den anderen Bächen, die sie im Laufe des Tages durchquert hatte und die immer mehr oder weniger trübe zwischen tiefen Wänden in nackten Betten rannen. Das Wasser in diesen Bächen war natürlich immer warm und dick von Sand und nicht besonders zum Trinken geeignet. Der Bach aber, dem sie jetzt aufwärts folgte, nachdem sie ein paar Schlucke genossen hatte, um den ärgsten Durst zu löschen, war nur ein schwach rasselnder Wasserstrahl, der sich zwischen grünem Gras hindurchschlängelte.

War es hier, wo sie hinsollte? War es das klare, kalte Wasser dieser unbedeutenden Quelle, das sie die vielen Tageriesen weit über das schwierige Gelände gelockt und das sie nun erreicht hatte?

Sie trank, bis sie keinen Durst mehr spürte; dann machte sie sich ans Fressen. Das Gras war kräftig und dicht, erstreckte sich aber nur wenige Meter weit von der Quelle und lief in ein paar Metern Breite am Bach entlang. Dahinter gab es nur grauen Erdboden mit dürrer Gestrüpp und verstreuten Grasbüscheln.

Sie war wohl schon einmal hier gewesen — vielleicht vor Jahren? Sie erinnerte sich des Ortes und erkannte ihn wieder? Auf jeden Fall fühlte sie sich hier daheim. Im Sonnenuntergang lag sie im Gras, wiederläufig, zufrieden und gleichsam gedankenvoll. Und im Dunst der Nacht, während die Raubtiere der Wildnis in der Ferne heulten, gab sie das Kalb, um dessentwillen sie schon so viele Mühen und Schmerzen geduldig ertragen hatte.

Als es im Osten tagte, war alles überstanden, das Kalb reingeleckt und schon auf den Beinen. Das Stehen wurde ihm zuerst durchaus nicht leicht. Es taumelte mehrmals zu Boden, ehe es sich auf den Füßen halten konnte, und auch dann mußte es noch tüchtig die Beine spreizen.

Ein wunderliches Geschöpf war es, das da in der Morgen-dämmerung von der Mutter gesäugt wurde. Kurzrückig, wie andere Kälber, und langbeinig; aber es hatte schon eine Anzeigung von der schweren Schulterpartie und dem mächtigen Kopf des Bisons.

Die stolze Mutter leckte das Kalb, während das Kleine sie stieß, saugte und mit dem winzigen Schwänzchen wedelte. Obwohl sie es längst rein und trocken geleckt hatte, wurde sie dessen nicht müde. Und ihre kleinen, scharfen Augen, die sonst so grimmig durch das krause Stirnhaar starnten, hatten einen freundlichen Blick.

Es wurde langsam heller. Der graue Streifen fern im Osten erweiterte sich und nahm eine rote Färbung an. Ein Stern nach dem andern verblich. Hin und wieder scholl das Geheul eines Präriewolfs aus der Ferne.

Plötzlich aber gellte ein solches Heulen ganz in der Nähe. Das Kalb fuhr zusammen, ließ das Euter fahren und preßte sich eng an die Mutter. Die machte eine schnelle Bewegung auf das Geräusch zu, nicht in Angst, sondern in Wut. Und als sie den Präriewolf erblickte, der dreist genug war, sich so nahe heranzutrauen, stieß sie zornige Grunzlaute aus und setzte hinter ihm her.

Der Wolf, den der Duft herbeigelockt hatte, erkannte alsbald, daß es hier für ihn nichts zu holen gab, und verschwand so lautlos, wie er gekommen war, im Dickicht.

Die Sonne war jetzt aufgegangen. Eine gewaltige blutrote Kugel, erhob sie sich über den Horizont. Nicht ein Windhauch bewegte das Heidekraut. Alles verhieß einen warmen Tag.

Die Bisonkuh begann sich allmählich zu regen. Das Gras war frisch und tauig. Das Kalb zuckte auf steifen, störrischen Beinen hinterher und taumelte unbeholfen, während es das Euter wieder zu fassen trachtete. Zuweilen gelang ihm das, aber oft auch mußte es wieder loslassen, sobald die Mutter einen Schritt vorwärts machte. Das wiederholte sich mehrmals. Das Kalb schwankte, und oft ward es ihm schwer, das Gleichgewicht zu wahren. Schließlich fiel es hin und blieb liegen. Die Mutter graste weiter; sie wußte, daß das Kleine noch nichts brauchte.

Viele Tage lang blieb sie bei ihrem Sprößling. Wenn die

Sonnenhitze des Mittags zu stark wurde, suchte sie des Kalbes wegen den Schatten einer Senfung in der Nähe auf. Am Morgen und Abend füllte sie sich mit dem kräftigen Gras, bis sie satt war. Des Nachts schließt das Kalb sanft und warm zwischen ihren Beinen.

So verging die Zeit. Das Wetter hielt sich schön. Hin und wieder zeigte sich zwar die eine oder andere Wolke am Himmel, aber Regen gab es nicht. Doch ob das immer so blieb? Noch tief im Juni konnten schreckliche Hagelschauer kommen ...

Die Tage verstrichen, und die Wärme nahm zu. Rot und drohend stieg die Sonne am Morgen empor, und goldglühend ging sie am Abend unter. Die Nächte waren nicht mehr kühl, sondern angenehm mild: Es war Sommer geworden. Nie mehr trieb eine Regenwolke über den Himmel und beschattete die Sonne; nie fiel ein Wassertropfen, um das Gras zu erfrischen. Der Himmel war unendlich weit in seinem ungetrübten Blau.

Das Leben in der Wildnis verfestigte, als das Gras welkte. Alles Lebende zog entweder hinab zu den großen Wasserläufen oder hinauf in die Berge. Zurück blieben nur die Hasen, die wilden Kaninchen und die Präriehunde, die anscheinend im Überfluss schwelgten, wo andere vor Hunger und Durst hätten verenden müssen.

Selbst die Raubtiere flüchteten. Sie heulten nicht mehr so viel in den Nächten wie früher. Aber ein Präriewolfspaar kam noch zur Quelle, um zu trinken, und lebte davon, daß es die Nagetiere in der Nähe fraß. Doch hielten sich die zwei Räuber stets in achtsem Abstand, selbst von dem Kalb, das durch die saftige Graskost an der Quelle beträchtlich gewachsen war. Es war ein Stierkalb und schien mehr von der Mutter als vom Vater geerbt zu haben: Kopf und Vorderkörper waren unbedingt die eines Bisons, während das Hinterteil mehr dem eines Rindes glich.

Das Kalb hatte sich nie vor dem kleinen Wolfspaar gefürchtet, weil dieses es höchstens des Nachts durch sein singendes Heulen störte. Da aber lag das Kalb immer so wohlig und warm und behütet dicht an die Mutter gepreßt, daß nichts es hätte ängstigen können.

Es war noch nicht viele Tage alt, als es schon merkte, daß die Präriewölfe sich sehr in acht nahmen, der Mutter zu nahe zu kommen, und daß die sich nicht weiter um die beiden kümmerte, solange sie sich nur in gehöriger Entfernung hielten.

Als das Kalb mit der Zeit klüger wurde und sich freier auf seinen unverhältnismäßig langen Beinen bewegen konnte, trieb die Neugier es, sich die zwei regelmäßigen Besucher näher zu betrachten. Die zogen sich stets zurück — natürlich, weil die Alte nie weit fort war. Das verstand das Kleine freilich nicht und wurde infolgedessen übertrieben mutig. Wenn die Sonne nicht zu heiß schien, belustigte es sich damit, das Raubtierpaar von der Quelle zu verjagen.

Bei solchen Auseinandersetzungen folgten die Augen der Alten jeder Bewegung des Kalbes, selbst wenn ihr Maul zufällig im Gras vergraben und ihr Kopf halb abgewandt war. Sobald es ihr schien, daß das Kalb allzu weit fort sei, rief sie es zurück; und wenn das Kleine in seinem Eifer sie nicht hörte oder nicht gehorchen wollte, ging sie ihm nach.

Trotz der Wachsamkeit der Mutter wäre es einmal doch bei nahe schiefgegangen. Es war in frühester Frühe, noch vor Sonnenaufgang. Den ganzen Morgen war es still gewesen; nicht ein Laut hatte den Frieden gestört, und die Kuh ahnte wohl nicht, daß Gefahr im Anzuge sei. Überdies waren sie beim Weiden ein wenig auseinandergelommen, die Kuh und das Kalb. Ein kleiner Höhenrücken lag zwischen ihnen und behinderte die Aussicht.

Plötzlich erblickte das Kalb die beiden Präriewölfe, die es so gern hegte. Sie kamen durch ein schmales, trockenes Bachbett angeschlichen. Das Kalb hatte selbstverständlich keine Ahnung, daß es sich in Gefahr befand. Im Gegenteil: Es war an dem frischen Morgen in übermüdiger Laune. So ließ es also seinen großen Kopf sinken, wie es die Mutter hatte tun sehen, und stolperte nach dem Bachbett, dem Feind entgegen. Die listigen Raubtiere zogen sich zurück, um das Kalb noch weiter zu ermutigen.

Die alte Bisonkuh hatte wohl etwas gehört: Das Klappern von den Klauen des Kalbes auf den kleinen Steinen des Bachbetts mochte ihr wachsames Ohr erreicht haben. Sie stieß ein tiefes Brummen aus, um das Junge zu sich zu rufen. Als sie aber weder eine Antwort erhielt noch das Kalb laufen hörte, hob sie den Kopf und trabte den Hang hinauf. Sie kam gerade noch rechtzeitig; denn eben war eines der Raubtiere im Begriff, das Kalb von hinten anzufallen. Sie verlor keine Zeit, die alte Bisonkuh und zärtliche Mutter. Zuerst erschreckte sie die Wölfe durch ein mächtiges Gebrüll, das drohend über die morgenstille Landschaft dahinrollte. Dann setzte sie das Bachbett hinab, daß die Steine sie umstoben. Brüllend kam sie daher, den Kopf tief am Boden. Und der Boden warf das Gebrüll zurück, daß die Lust zitterte.

Ein solcher Anblick war zuviel für die kleinen Raubtiere: Sie verschwanden alsbald im Geestrüpp. Aber auch die Bisonkuh verließ mit ihrem Kalb die Quelle noch am selben Vormittag, ehe die Sonne allzu heiß brannte.

In den folgenden Tagen sollte das Kalb das Dasein auch ein wenig von der übeln Seite kennenlernen.

Die Mutter, in dem instinktmäßigen Bewußtsein, daß sie sich reichlich lange an der Quelle aufgehalten hatte, schritt von Anfang an tüchtig aus. Das Kalb hatte alle Mühe, mitzukommen. Daß die Kuh aber schnell ging, das tat sie mit voller Überlegung. Sie wußte, daß das Kalb, wenn sie ein langsameres Tempo anschläge, nur seine Kraft vergeude. Es galt, so weit wie möglich zu kommen, ehe seine langen Beine versagten.



Zeichnung von
H. Becker-Berke

Die Stunden verstrichen, die Sonne stieg, und die Wärme wurde allmählich unerträglich. Nicht der geringste Hauch erfrischte die stückige Luft, nicht ein grüner Grashalm war zu sehen. Am Himmel gab es nicht eine Wolke, und alle Bäume waren längst ausgetrocknet.

Gegen Mittag begann das Kalb sichtlich zurückzubleiben. In seiner Ernährung war es nicht schlecht gefahren, denn die Mutter achtete darauf, daß es in gewissen Zwischenräumen zu trinken erhielt. Es bekam nicht viel auf einmal, nur eben genug, um den quälendsten Hunger und Durst zu stillen. Die Bisonkuh selber ward arg vom Durst geplagt; war sie doch das klare, kalte Wasser von der Quelle gewohnt. Sooft sie stehenbleiben mußte, um auf das Kalb zu warten, schnupperte sie nach Wasser.

Das Gelände war schwierig. Hügelauf und -ab dehnte es sich schier ins Unendliche. Trockene Bachbetten, tief in die Erde ge graben, kreuzten das Terrain nach allen Richtungen und behinderten das Weiterkommen. Der Boden war so von der Sonne verbrannt, daß er vielfältig geborsten und beinahe kahl war. In zitternden Hitzwellen, die sich in den Senkungen sammelten, stieg die Lust empor.

Am Nachmittag wurde die Schwüle immer drückender. Es ging jetzt nur langsam vorwärts. Alle Augenblicke mußte die Kuh halmachen, mußte anfeuernd brüllen und auf das Kalb harren, daß in weitem Abstand hinterhergetorkelt kam. Oft stolperte es oder glitt aus auf den glatten Steinen in den Bachbetten. Manchmal stand es gleich wieder auf und tapste weiter; manchmal aber blieb es liegen, bis die Mutter ihm zu Hilfe eilte und es zu einem neuen Versuch ermunterte. Mit der Zeit wurde es ihm immer schwerer, wieder auf die Beine zu kommen. Es kümmerde sich nicht mehr darum, wenn die Mutter weiterging; es kümmerde sich auch nicht darum, wenn sie ihm das Gesicht leckte und ihm ermutigend ins Ohr brüllte. Das einzige, was es jetzt noch lockte, war die Milch; und die mußte die Mutter ihm immer häufiger geben.

Stunde um Stunde plakten die armen Tiere sich ab, um westwärts durch die ausgedörrte Öde zu wandern. Die dicke Mähne der alten Bisonkuh war grau von dem Staub, den sie selbst aufwirbelte. Auf den steilsten Hügeln, wo sie die Klauen fest einstoßen mußte, um hinaufzugelangen, umstob sie der Staub erstickend und füllte ihr Augen, Ohren und Nüstern.

Die Sonne hing jetzt tief am Himmel; aber die Schwüle lastete immer noch über dem Lande. Das Kalb war jetzt so müde, daß es trotz den eindringlichsten Bitten und besorgten Warnungen der Mutter nicht weiterkonnte. Lange blieb es liegen, wo es hingefallen war, ohne der Stimme oder der Zunge der Mutter zu achten. Es öffnete nicht einmal die Augen, wenn die Verzweifelte sich mühte, ihm Mut und Verständnis einzuflöhen. Endlich kam es mühselig wieder auf die Beine; aber es war so mitgenommen, daß es ihm schwerfiel, stehenzubleiben, bis es das Euter gefaszt hatte.

Die Milch schenkte ihm vorläufig neues Leben und neuen Mut. Die Kuh brüllte leise und machte ein paar Schritte, als wolle sie das Junge erproben. Das Kalb wankte hinterdrein, so gut es konnte. Seine langen Beine waren steif und wund von den ungewohnten Strapazen; es trug den Kopf niedriger als sonst.

Dann ging die Sonne unter. Hinter ihnen schlichen die Schatten ins Land, aber der Horizont im Westen brannte weiter in Rot und Gelb. Als das Kalb abermals zusammenbrach, sah die Mutter wohl ein, daß es zwecklos wäre, es weiterschleppen zu wollen. Sie mochte sich darüber klar sein, daß es an diesem Tage kein Wasser geben sollte, aber es kam sie doch hart an, weitere Versuche aufzugeben. Der brennende Durst, der sie nun seit vielen Stunden plagte, ließ ihr keinen Frieden. Die Zunge hing ihr zum Maul heraus und war geschwollen und mit einer dicken Staubschicht belegt; die scharfen Augen brannten vor Staub und Starren.

So stand sie in der Dämmerung auf dem Höhenrücken und witterte vergebens gegen den leuchtenden Abendhimmel. Die Natur war ihr heute feindlich gesinnt. Nicht der geringste Windhauch belebte die tote Lust. Nicht einmal eines Präriewolfes Geheul ließ sich vernehmen. Kein Laut verriet, wo es Leben und Wasser gäbe. Alles lag öde und still — in jener grenzenlosen, unbarmherzigen Wüstenstille, die an den Tod gemahnt.

Und die alte Bisonkuh sah wirklich mehr tot als lebendig aus, als sie jetzt zu ihrem Jungen zurücktaumelte. Nun, nachdem die letzte Hoffnung entchwunden schien, konnte auch sie nicht mehr

weiter. Ihre Glieder versagten: Neben dem Kalb brach sie zusammen, daß der Boden zitterte.

Eine unruhige Nacht wurde es für die alte Kuh. In der Qual ihres Durstes fand sie keinen Schlaf; Zunge, Magen und Eingeweide schienen ein einziges flammendes Feuer zu sein.

Schwül war die Nacht. Eine schwache Brise aus der Wüste fern im Südwesten kam auf, gefolgt von einer widerlichen Hitze welle. Die Bisonkuh wandte begierig die Schnauze gegen die Brise und sog sie in hastigen Zügen ein. Da der Wind ihr aber nichts berichtete, ihr nichts als Wärme brachte, wandte sie sich ungeduldig wieder ab.

Viele Male im Lauf der Nacht war sie auf den Beinen, obgleich ihre Glieder schmerzten und knackten, sooft sie sich bewegte. Sie hatte keine Ruhe, konnte nicht liegenbleiben. Nur das Kalb fesselte sie hier; wäre sie allein gewesen, so hätte sie zweifellos ihren Weg fortgesetzt, bis sie Wasser gefunden hätte oder tot umgefallen wäre. Gegen Morgen endlich legte sich der glühend heiße Wüstenwind. Jetzt ließ es sich wieder freier atmen. Die Kuh fand ein paar Stunden Ruhe.

Als die Sonne sie ausscheuchte, fühlte sie sich, trotz allem, einigermaßen erholt und weit weniger durstig. Zwar schmerzte jede Muskel ihres Körpers, als sie sich erhob, und es knackte in ihren Beinen, aber der Mut war ihr wiedergekehrt. Die Sonne, die tags zuvor sie fast gemordet hatte, schenkte ihr jetzt neues Leben.

Nach vielen leisen Brüllen und Lecken brachte sie endlich auch das Kalb auf die Beine. Zuerst wollte es sich nur ungern regen; als es aber sein Frühstück erhalten hatte, wurde es lebhafter. Es hatte die ganze Nacht ununterbrochen geschlafen.

Dann begann abermals die Wanderung gen Westen. Die Kuh trieb das Kalb an, um die Zeit zu nutzen, da sie die Sonne im Rücken hatten. Auf jedem Hügel machte sie ein Weilchen halt, um den Luftzug zu untersuchen, der so schwach war, daß nur eine feuchte Schnauze ihn spüren konnte. Aber auch heute erzählte er ihr nichts Neues.

Weiter, immer weiter, hügelauf und hügelab, über tiefe Bachbetten mit meterhohen senkrechten Wänden. Die Sonne traf sie jetzt schräg und begann sie schon hier zwischen den Höhen zu plagen. Staub füllte ihren Rüssel und Augen. Alles war wie am Tag zuvor, abgesehen von der schwachen Brise, die die feuchte Schnauze der Kuh auf den Hügeln spürte.

Jetzt begann das Kalb wieder zurückzubleiben und mehr Milch zu fordern. Immer wieder mußte die Mutter stehenbleiben und ihm einige Tropfen geben, um es mitzubekommen. Sie kamen nur langsam vorwärts. Die Kuh litt entsetzlich vor Durst; anderthalb Tage lang hatte sie sich nun schon ohne einen Tropfen Wasser durch eine Wüste geschleppt.

Da kam plötzlich der Umschlag — und die Hilfe. Die erschöpften Tiere verschliefen sich gerade auf einem Höhenrücken, als ein erfrischender Windstoß sie von vorn traf. Die alte Bisonkuh schnupperte, wie in Verwirrung, als wolle sie nicht glauben, was sie da merkte. Der Wind wehte von Norden, und seine Stärke wuchs von Sekunde zu Sekunde. Am Himmel segelten kleine, dunkle Wolken mit reißender Schnelligkeit. In wenigen Minuten wuchsen sie über alle Grenzen hinaus und verdeckten bald die Sonne. Jetzt waren es keine Windstöße mehr, die gegen Kuh und Kalb angeströmt kamen, nein, jetzt waren es Sturmböen, eine immer stärker als die andere und jede kälter als die vorige.

Plötzlich schlug ein Hagelkorn hart auf den Boden und machte der Verwirrung der Kuh ein Ende. Sie folgte ihm mit den Augen, wie es zum Bachbett hinab hüpfte und verschwand. Sie wußte nun, was sie zu erwarten hatte; denn aus anderen Jahren erinnerte sie sich der plötzlichen heftigen Hagelschauer. Und es galt jetzt, so schnell wie möglich Unterschlupf zu suchen.

Unterschlupf zu suchen? Dazu war keine Zeit mehr. Sie hatte sich noch nicht umgedreht, um das Kalb zu rufen, als auch schon Hagelkörner so groß wie Nüsse herabprasselten. Das Kalb kam verstört angekrokt. Die alte Bisonkuh aber verlor ihre Fassung nicht. Sie tat das einzige Vernünftige, das zu tun war: Sie drehte das Hinterteil gegen Wind und Wetter, nahm das Kalb unter sich und krümmte den Rücken. Und so verharrete sie, bis die Gefahr vorüber war.

Dann las sie die Hagelkörner auf und löschte mit ihnen den Durst. Der Hagelschauer hatte sie gerettet. (Fortsetzung folgt)

Besuch im japanischen Puppentheater

Von Harry Schreck

Gewiß, sie haben unterdes ein paar nackte Hallenscheunen samt Wellblechfirst neben den lackroten Brücken der Kirschbaumumsäumten Tempelbezirke gemietet; sie haben mittlerweile etliche Drahtstränge durch die anmutig sanfte Landschaft der zartgrünen Reisfelder gespannt; und sie haben die Welt der geschnitzten Löwenköpfe, der sechzehnblättrigen Chrysantheme und der heiligen Hirsche von Nara mit Staubsaugern, Rundfunk und Lärm durchsetzt. Aber —

Aber sie haben ein anderes Japan damit kaum berührt.

Ebensowenig, wie ihre Betriebsamkeit an die Götter der Bambuswälder von Nikko, an die tausendjährigen Vergeschenen der Nordinsel Hokkaido und an das Lächeln des stillen rundhäuptigen Buddha von Kamakura rührte — ebensowenig hat ihre amerikanisch regsame Unruhe an die durch mehrere Jahrhunderte gefestigte Überlieferung getastet, die das geheimnisvolle Spiel der Marionette noch im Japan der Fernsprecher und Tonfilme als gleichnishaft empfindet.

Heute wie je hat sich dort die Puppenbühne behauptet.

Während die Kunst, die das Schicksal der Szene an ihren schwingend tanzelnden Fäden hält, im Lebensraum der weißen Rasse langsam zu verkümmern droht, hat sie im Fernen Osten eine ursprünglichere Beziehung zum Zuschauerraum bewahrt. Eine ständige Gemeinde besucht fast allabendlich jene spielerisch schlenkernde Welt,



An 10 bis 20 Fäden dirigiert der Spieler seine Puppe und spricht gleichzeitig den Text dazu

Links: Beim Eintritt in das Kabarett müssen Schirme, Sandalen und Schuhe abgegeben werden

in der die Anmut gleich neben die Groteske tritt und der heitere Einfall noch um die Abgründe des menschlichen Daseins sprüht.

*

Freilich: wer die Geschichte der japanischen Schaukunst kennt, wird sich zunächst an die besonderen und eigentlichen Ausdrucksmittel eines Theaters erinnern, das sich mit keiner anderen Bühne vergleichen ließe, weil es der Rampe den strengen Stilwillen eines ganzen Volkes aufzwang. Den Stilwillen eines Volkes, das kaum eine unserer abendländischen Gewohnheiten braucht, um sich selbst in den sparsam klaren Spiegelungen seiner Szene dazustellen —

Auch der Europäer, der Nippon nie betrat, weiß davon.

Denn nicht umsonst haben die manni-





Sonderbarerweise ist das japanische Marionettentheater so eingerichtet, daß die Puppenspieler während der Aufführung über der Bühne sichtbar werden

Links:

Neuerdings werden die Stoffe modernen Filmen entnommen, hier ist Dr. Caligari mit einem seiner Opfer dargestellt



Während der Vorführung wird Tee, die unentbehrliche Zugabe, serviert

fachsten Berichte den dämonischen dunklen Reiz jener gespenstigen Maskenpuppen erwähnt, die ein stummer, schattenhaft huschender Schwarm von schwarz vermummten Lenkern umschwirrt, um vor aller Augen den Griff oder Schritt ihrer dreiviertel-lebensgroßen Geschöpfe zu führen, ihre Gelächter wie ihre Erschütterungen durch leise Hebelrucke am Triebwerk der Mienen anzugeben und so ihre Leidenschaften nachzubilden.

Und in der Tat birgt jenes Spiel das stärkste Japan:

Vom sagenhaften Ruhm seines Begründers Takemoto Chikuyu Gidayu getragen, der sich vor zweihundertfünfzig Jahren im Weichbild der Stadt Osaka niederließ, bezeugt es noch heute die Pracht und die Größe, die ausgewogene und bis zu letzter Einprägsamkeit gesteigerte Kraft des klassischen Vorbilds. Dass es auch noch eine andere, volkstümlichere Form der japanischen Gliederpuppenkunst gab und mit geringer Wandlung noch immer gibt, verblaßte daneben — *

Nichtsdestoweniger: Wer Japan besucht, wird seltener dem adelig gezüchteten Theater des „Ningyo-tsukai“ als den weniger erlauchten Auftritten des „Ito-Ayatsuri“ begegnen, das höchstwahrscheinlich aus fremden Kulturreisen einwanderte und sich erst allmählich dem Zuschnitt der neuen Wahlheimat anpaßte. Einer Spielart der Puppenkunst also, die ihre hölzernen und wergfüllten Schauspieler mit den Schnüren des Marionettenbeherrschers bändigt —

Die Verwöhnten gehen zumeist daran vorbei. Indes:

Zwischen den zierlichen Hausrat der Lacktischen und geslochtenen Matten geschoben, vom Hintergrund der Papierwände und Rohgerüste und Schiebetüren begrenzt, entfaltet sich hier eine Bühne des kleinen Lebens, das sich im Spott und in der Rührung, im Abenteuer und im Alltag durch das phantastische Treiben der ruchhaft hüpfenden Faden-Männchen, der steif einhertrippelnden Draht-Damen und der bizarre wippenden Stoff-Ungeheuer bestätigt sehen will.

Auf jeden Fall: Vor dieser Szene fand sich ein Volk.

Sie wurde eine der echtesten Ausführungen des ungeschminkt japanischen Daseinsgefühls. Obwohl sie für Menschen spielt, die am Morgen in raselnden Straßenbahnen zur Arbeit eilen, des Mittags über die Rolltreppen eines Warenhauses steigen und in der beginnenden Dämmerung auf die in Gelb und Hellrot und Blau flirrenden Flammengarben der Leuchttrellamen starren, die ihnen Nähmaschinen, Zahnpasten, Motorräder, Zigaretten oder Lippenstifte empfehlen — *

Nun: Mitten in diesem Ansturm, der aus Amerika heranbrauste, rufen dennoch und trotzdem die alten verschrägt und gekrümmte ausgetuschten Schriftzeichen. Immer noch locken die bunten Papierlaternen, deren gewellte Walzenröhren und Rundkugeln sanft und kühl im Nachtwind schaukeln. Und immer noch stehen die dichten Reihen der höflich vor dem Eintritt abgestreiften Sandalen vor den enggestopften Schirmständern und Kassenschaltern —

Stunde um Stunde verrinnt während dessen im Inneren.

Und während der grünliche wässrige Tee, den man jedem Besucher reicht, in den getriebenen Metallkannen die Runde macht, weht Auftritt um Auftritt in wechselnder Folge nach dem Bedürfnis der geschickten ernsten Fadenlenker vorbei, die — dem ganzen Zuschauer-

raum sichtbar — mit verschränkten Knieen über dem Kasten der winzigen Rampe hocken und dort ihre Marionetten zu dem begleitenden Wort des Sprechers und nach dem Schrilltakt der Musik bewegen.

Atemlos hingegeben folgt ihnen die treueste Gemeinde:

Denn unter ihren zauberhaft geübten Fingern erwacht die Tänzerin mit dem radspeichenförmigen Schildkrötpfeil im pechschwarzen Haarschmuck zum Scheinleben eines Theaterabends. Wie desgleichen der schmalgesichtige Held mit den gewölbten Brauen, der silbergeschrifte Samurai, der ausgemergelte Rischah-Kuli dabei erwacht; und wie überhaupt der ganze Menschenschlag eines Landes der zartesten Ehrbegriffe und reinsten Pflichtgezeuge darin ersteht — *

Draußen blinken die Verkehrszeichen einer Zeit, die straff und derb die Gepflogenheiten der weißen Völker einbürgern darf. Die alles Getümmel noch rascher, alle Unrat noch ungestümer will ...

Der Raum dieser Marionettenbühne weiß nichts davon. Von einem unmittelbaren Lebensgefühl getragen, das sich nur zögernd zu neuen Formen entschließt, bleibt sie eine bald graziöse, bald groteske Erinnerung an die Wunschträume eines uralten Volkstums, dessen Blut einem anderen Takt gehorcht ...

Wenn sie auch hier und da lächelnd die Gestalten eines westlichen Films übernahm — die lebendige Empfindung ihrer Spieler und Zuschauer ließ es unversehens doch etwas Japanisches werden —

Etwas was zum Besitz und Eigentum einer Rasse wurde,



Die gebrauchsfertigen Marionetten hängen sauber aufgereiht an der Wand
Aufnahmen Natori (Mauritius)

einer Rasse, die noch im steifen Filzhut des Abendländs nie die geheimnisvolle Herkunft aus jenen Bezirken verleugnet, in denen dereinst Goldfischteiche, Kirschblüten und Tempel schimmerten ...

Als der Nikolaus nicht kam...

Skizze von Alfred Hein

„Denn Armut ist ein großer Glanz aus Innen...“
Nikla

Der sechste Dezember ist für mich ein Tag, an dem die Schneeflocken einen unausprechlichen Zauberhauch einhuschelnden Märchenfriedens ausströmen und der um die Häuserrecken heulende Sturmwind von himmlisch singenden Stimmen durchlungen ist. Um diesem Tag zünde ich die alte Petroleumlampe an; denn seit es elektrisches Licht gibt, sind unsere Stuben ganz bestimmt ungemütlicher geworden. Nur noch ein einziges Mal zünde ich im Jahr die Petroleumlampe an — am Heiligabendnachmittag. In solchem Licht reist das Adventsfühl vollends in mir ...

Seltsam, man kann vieles seinen Kindern nicht mehr erzählen. Es ist ein hartes, nüchternes, vorwärtsdenkendes Geschlecht. Wir aber klopfen noch immer an die Tür der alten Zeit. Es stimmt schon, mit uns sterben die alten Märchen und Legenden aus. Auch die vom Nikolaus.

Der Nikolaustag war immer die Erfüllung des übersehnlichtigen Vorfreudegefühls für uns Kinder — damals um die Jahrhundertwende. Es gab zwar nur ein paar Äpfel, ein paar Pfefferlutschern und Nüsse aus dem Niklasack — doch war, wußten wir, erst der Nikolaus dagewesen, dauerte es nicht mehr lange bis zum lichtfrohen Heiligen Abend.

Wir drei Geschwister, mein Bruder Georg, meine Schwester Herta und ich, warteten auch an jenem unvergeßlichen sechsten Dezember, der mir heute vor der Seele steht, auf den Niklas. Ich war der Älteste, etwa zehn Jahre damals, und wußte natürlich, daß es arme Schlucker aus dem Hinterhaus waren, die auf Wunsch der Eltern, mit hoher Bischofsmütze und langbärtiger Larve angetan, an der Tür erschienen. Ein Bettlaken als Talar, und der Gabensack war ein ganz gewöhnlicher Kartoffelsack. Und doch wußte ich: Auch ich würde wieder in die Knie sinken und mein Gebet sprechen, wenn der Nikolaus ins Zimmer tritt, vielleicht gar, wie im vorigen Jahr, vom Teufel gefolgt. Denn bei uns in Oberschlesien brachte der Niklas als seinen Knecht den Teufel mit, ganz mit Kohlenstaub Antlitz und Tritot verüst,

mit einem langen Schwanz, den er als Prügelpeitsche gebrauchte. Und natürlich hinkte der Teufel.

„Jetzt kommt bald der Niklas —!“ sagte mein damals achtjähriger Bruder Georg. Auch mein Bruder, der heute im Massengrab in den Argonnen liegt, glaubte natürlich nicht mehr an den Niklas. Aber er hatte noch nicht heraus, woher diese Nikelmänner auftauchten — vielleicht wie der Wassermann oder aus dem Oderteich? —

Mein Schwestern Herta begann schon im voraus pflichtschuldig zu weinen. Sie wußte, hatte man Angst, so tat einem der Niklas noch am wenigsten.

Der Niklas warf regelmäßig zuerst durch einen Türspalt Kohlenstücke und Nüsse. Mehr Kohlenstücke deuteten auf Schläge — Nüsse kündeten Güte. Jedes Jahr waren bei uns Nüsse und Kohlenstücke gleich bemessen. Das schien mir der Wunsch meines Vaters zu sein.

Wenn es nun irgendwo knackte und krachte, was ja im Winter, wenn in der überheizten Stube die Möbel sich dehnen, oft geschieht, schraken wir zusammen. Ja, auch ich noch — denn schließlich: Prügel befam ich sicherlich am meisten —

Es war erst nachmittags gegen fünf Uhr, und es dunkelte gerade. Georg sah vom Fenster aus „unsern Niklas“ etwa sechs Häuser weiter über die Straße gehen, also war noch ungefähr eine Stunde Zeit, bis er zu uns kam. Diese Kindheitsstunden der Erwartung — wer gibt sie uns wieder? Immer wieder dieser Blick nach der Tür: Tritt er jetzt ein?

Und dann hört man seine Stimme: „Wart ihr auch artig?“

Der Bart sprach. Es war kein Mund zu sehen. Der weiße Bart. Großmächtig wie ein Wald, in dem man sich am liebsten verkrochen hätte.

Und die goldglitternde Bischofsmütze — hoch, hoch, hoch! —, sie stieß fast an die Zimmerdecke. Und der Bischofsstab mit der vielmals eingekrüppelten Krückenschnecke. Wie feierlich!

Ja — da war auch wieder die Rute in der Hand — Sie hebt sich dräuend —

Sie saust herab — ein-, zwei-, dreimal — schon läßt er's bleiben! Wie gut er ist — man dachte sich das viel schlimmer! Schon war es vorbei!

Und nun griff er in den Sack. Warf seine Leckergaben ins Zimmer. Und Herta wird er natürlich besonders die Schürze füllen — Das ging einem auch so, als man noch ganz klein war — O guter, guter Nikolaus! Warum bleibst du eines Tages in unserem Leben aus und kommst nicht mehr —?

An jenem sechsten Dezember blieb der Nikolaus unserer Tür fern, obwohl wir noch jung genug waren, um seinen Besuch zu erwarten. Ich sah ihn in unser Haus kommen. Unsere Herzen schlugen. Wie immer hatten uns die Eltern allein gelassen und arbeiteten beide im Geschäft; denn jetzt war viel zu tun.

Jetzt pochte es bei Wagemanns drüber, die auf demselben Hausflur mit uns wohnten. Die Wagemannskinder kreischten, schrien — dann wurde es leise — aha, jetzt beteten sie — und dann jubelten sie und sangen ein Adventslied.

Jetzt nur noch zwei Minuten —

Eine —

Doch keine Glocke schrillte!

Keine Tür krachte auf!

Kein schwerer Bischofschritt, kein Hüpfsschritt des Teufels — ja, doch — aber die Schritte entfernten sich — immer weiter — und sie verhallten . . .

Zuerst lachte Georg: „Gott sei Dank! Wenigstens keine Keile!“

Dann fragte Herta: „Der Niklas kommt nicht zu uns? Waren wir sooo umgezogen?“

Und sie weinte bitterlich. „Er hätt' mich ja bloß schlagen, und bloß ein winziges Nüßchen schenken dürfen!“

Bald darauf fanden sich die Eltern ein. Sie sahen traurig und gedrückt aus.

„Warum kam der Niklas nicht?“ fragte ich, während Herta noch immer weinte und auch Georg mit den Tränen kämpfte.

„Ach — so —“ Der Vater wurde verlegen und sah die Mutter an. „Das — das —“ Er wußte anfangs keine Antwort.

„Dem Hans kannst du's ja sagen, er ist schon ein großer Junge —“ meinte die Mutter. „Ich bleib' inzwischen hier.“

Es war ein Augenblick von großer, traurig-schöner Feierlichkeit, als der Vater mir erklärte, daß das Geschäft sehr schlecht ginge und daß er jeden Pfennig sparen müßte, um wenigstens ein bescheidenes Weihnachtsfest zu ermöglichen. Nie war mir mein Vater so nahe wie in jener Stunde, da er mir sagte, daß wir sehr arm wären. Und nie war mir weihnachtlicher zumute als damals, als „wir fast so arm waren“ wie Maria und Josef und das Kind in der Krippe.

Doch — da plötzlich, wie der Vater, noch zu mir redend, die gute Hand auf meiner Schulter hielt, stürzte meine Mutter herein: „Seht bloß einmal zum Fenster hinaus! Mit einemmal, ehe ich mich versah, ist Herta losgelaufen — auf die Straße —“

„Da rennt sie —!“ schrie Georg. Wir standen alle in der nächsten Sekunde am Fenster.

„Dort — dem Niklas nach —“

„Sie hält ihn fest —!“ jubelte ich.

„Sie stampft mit dem Fuß auf und zerrt ihn mit“, lachte der Vater, „— und bringt ihn her —!“

Schon stapfte er die Treppe heraus. Die Mutter lief ihm entgegen. Sie steckte ihm Zuckertüte und eine Apfelsine zu, die sie noch in der Speisekammer hatte. Und diese Süßigkeiten bekamen wir.

Doch Niklas war gnädig.

Er schüttete auch die Pfefferkuchenbrocken aus, die in seinem Sack übriggeblieben waren — vom Tisch der Reichen.

Abends im Bett konnten wir lange nicht einschlafen. Wir lutschten andachtsvoll unsere Zuckertüte. Herta sagte: „Gar nicht geschlagen hat er diesmal.“

„Und der Teufel stand ganz beknissen da!“ sagte Georg.

Ich aber dachte an Vaters Worte vom Armesein. Ich weiß noch genau, was ich dachte: Wie macht Armut gut! Man freut sich am Geringsten. Man dankt, daß man noch im warmen Bett liegen und ein Zuckertüte lutschen darf.

Und am anderen Morgen wachte ich auf, ein ganz anderer, ein so reines und klares Menschlein. Die Stadt sah mit blinzenden, zartweißen Schnee friedsam und heiter wie noch nie aus, als ich zur Schule ging. Zum erstenmal ward ich mir der Reichtümer bewußt, die unveräußerlich für jeden in der Welt da sind: Natur, Lebensfreude und Liebe.

Lob der Kleinstadt

von Helene Düvert

III. Der Mai ist gekommen . . .

und mit ihm die Fremden, die den Steinwüsten der großen Städte entfliehen, um mit leicht gerührtem Lächeln unsere winkeligen Straßen zu durchwandern. Daß es so etwas noch gibt: elektrische Bahnen mit Stundenverkehr; Autobusse, die nur zweimal am Tag fahren; eine Hauptstraße, auf der sich das ganze Geschäftsleben abspielt, und trotzdem eng, krumm, hügelig, mit Holzpfaster, rappelnden Milch- und Gemüsekärren; maiengrüne Alleen, die einsam in der Morgensonne liegen, am Nachmittag bevölkert mit jungen, glücklich lächelnden Müttern, Kinderwagen mit krähenden, strampelnden Babys, jauchzend umhertollenden Kindern . . .

Meist treffen die Fremden am Samstagnachmittag ein, entzückt von dem schönen Landschafts- und Stadtbild, das sich ihnen bei der Einfahrt bot, angenehm überrascht von den blumen- und fahnengeschmückten Postamenten, die der Verkehrsverein nach Art einer Triumphsporte vor dem Bahnhofsgebäude aufgestellt hat, in jedem Ankommenden das Gefühl heiterer Festfreude und frohen Erwartetseins erweckend.

Wir freuen uns auch, wenn die Fremden kommen, denn ihre fröhliche Ferienstimmung durchweht unsere Stadt während des ganzen Sommers mit beglückender Sorglosigkeit und leichtem Glanz. Zu ihren Ehren werden abendliche Gesellschaften und Lampionfeste veranstaltet, Sonntag vormittags konzertiert die Feuerwehrkapelle auf den Alleen oder im Schloßpark, während die einheimische Jugendblüte die Gelegenheit wahnimmt, prominentenderweise ihre schönsten Sommerfähnchen zur Schau zu stellen, sich mit spähenden Seitenblicken von dem Modestand auswärtiger Kulturgüter zu überzeugen. Im Duftzauber blühender Rosen, weiß übersternter Jasminbüschel und farbiger Nelkenrabatten erscheint das Leben von schwingendem Rhythmus



Großreinemachen

Aufn. Seidenstücker



Niederrheinische Ebene

Holzschnitt von F. Dürker

beseelt, aller Alltagschwere wohltuend entrückt, besonders an Sonn- und Feiertagen, die schon rein äußerlich auf deutlich erkennbare Weise aus der Kette der Wochentage herausgehoben werden — was wiederum den Großstädtern ein leichtes Lächeln ablockt. Sie fliehen entsezt vor den Wasserfluten, die Schau- fenster, Häuserfassaden und Bürgersteige überfluteten. Die sonnabendlichen Purfeste, geträumt von der mittäglichen Erbsen- suppe oder einem sonstigen Eintopfgericht, erscheinen ihnen drollig und etwas altmodisch, die feierlichen Abendglockenkänge über den sauberer, menschenleeren Straßen sind wie ein Sang aus Kindertagen.

Wir kennen es nicht anders. Bei uns duften am Samstag- abend alle Häuser nach Sauberkeit, Kuchen und Blumen. Selbst im Kleinsten Kätnerhaus werden die Kinder in den warmen Waschzuber gesteckt, um nicht mit peinlichen Erdenresten in den Sonntag hineinzugehen. Frisch wie die schlöhweißen Engelein, mit sorgfältig gestrahelten Jöpfchen und Köpfchen, liegen sie dann in ihren Betten, während die vielgeplagten Familienmütter Söckchen und Röckchen für den Sonntag rüsten.

Feierliche Stille liegt über Stadt und Dorf. Die Gartenwege sind frisch geharkt, die Hausschwellen gescheuert, Klingelzüge und Türklinken blitzen vor Freude wie lauter Gold. „Morgen ist Sonntag“ läutnen die Glocken mit einem letzten Hall.

Sonntag! In der Großstadt bedeutet er die allgemeine Flucht aus dem Haus ins Freie, in der Kleinstadt erwacht er festliches Heimbehagen. Man hat zu allem Zeit und Ruhe, kein Beruf treibt und heizt. Alle Leute tragen andere Kleider und andere Gesichter, selbst die Sonne scheint anders als sonst — vielleicht, weil sie aus so vielen heiteren Gesichtern widerstrahlt. Statt der schüttenden Lastautos und rappelnden Karren klingt auf den Straßen fröhliches Plaudern sonntäglich geschmückter Kirchgänger.

Strahlend blüht der Mai. Die Gärten funkeln in Tau und Licht, süß flöslen die Amseln. Hinter den Blütensträuchern der Vorgärten leuchten die Mauern der behaglichen Einfamilienhäuser. Von Balkons, Veranden oder aus einem lichtschattigen Gartenwinkel klappern Kaffeetassen, schallt Lachen und heiteres Stimmengewirr. Kastanienblüten schneien in den goldbraunen Tee, Wespen hängen an Honig- und Marmeladegläsern. In seidenen Wogen schwellt das Maiengrün um die Berghänge, silberne Wasser gleiten durchs Tal, Pappeln steilen auf aus dem fatten Gold der Butterblumenwiesen, darüber ruhevoll die schweren Leiber schwarzeiher Kühe schwimmen. Alle Unraff verebbt an ihrem gelassenen Wiederlauen.

Der Mai ist gekommen mit Kling-Klang-Gloria, mit Ginstergold und wehenden Birkenfahnen, Prozessionen und Weihrauchwolken. Am Fronleichnamstag ist die Stadt ein farbiges Wunder von Girlanden und Fahnen, Altären, Blumen und buntem Schnitzwerk. Die Hauptstraße hat sich in eine fahnenüberflatterte Tannenallee verwandelt, hinter deren grünen Wänden sich die Menge über die Bürgersteige schiebt.

Es ist der Tag der höchsten Glorie voll festlicher Andacht

und aufstrahlenden Jubels, daß der Unterschied der Konfessionen darunter verschwindet. Mit den Einheimischen zugleich horchen die Fremden dem vollen Glockenklang, der im Dämmerchein des Vorabends durch die Lande singt, den höchsten Feiertag der katholischen Kirche einzuläuten, von allen Glocken im Umkreis aufgefangen und jubelnd erwidert. Mit den Einheimischen zugleich wandern sie durch die geshmückten Straßen, stehen vor den blumenüberschütteten Altären und lassen es geschehen, daß der Zauber gläubiger Inbrust auch ihre Herzen umspint.

Wieder tönen die Glocken, dröhnen die Böller, klingen die Schellen. Singend und betend wallfahren die Gläubigen weiter durch die Stadt, von Fahnen überflattert, von Weihrauch überwölkt. Kerzen brennen auf allen Altären, ihr Schein vergeht im Sonnengold.

Immer strahlender zieht der Mai durchs Land. Die Abende sind weich und blau. In Gärten und Parken duften betäubend süß die flammend bunten Azaleen, Maiglöckchen, Flieder und Waldmeister. Aus dem Schattendunkel der blühenden Büsche leuchten hier und dort helle Lampions, Lackmöbel und farbige Kissen schimmern, Gläser klingen, fröhliches Lachen mischt sich in Lautengesumm und heiteren Singsang. Wer kann schlafen in diesen warmen, silberdurchrieselten Maiennächten? Leises Wipferauschen, blaß schimmern die Sterne. Irgendwo im Dickicht schluchzt eine Nachtigall, während eine helle Stimme singt: „... Sang Liebe, sang Leide, / Sang Freud und sang Leid — / Lang ist das Leben, aber kurz die Maienzeit...“. Darum werden in allen Gärten Maibowlen getrunken, ehe der wunderschöne Monat Mai zu Ende ist und die Nachtigall verstummt. —

Die Fremden, die auf den Hotelterrassen sitzen oder langsam durch die Alleen wandeln, lauschen etwas neidvoll auf diese heiteren Geräusche aus den nächtlichen Gärten. Über der Niederrung schwaben zarte Nebel, matt glänzt der Flußlauf. Wie ein Märchen aus alten Zeiten ist die kleine Stadt im Schatten der ragenden Burg, und ihre Bewohner sind auf eine glückvolle Art den stärksten Bitterkeiten der gegenwärtigen Not entrückt, nicht ganz so fest in ihre Hast und Heze verkeletet —

Natürlich können sich die Fremden daheim auch Maibowlen brauen; aber wenn dazu nicht die Nachtigall in blühenden Fliegerbüschchen singt, fehlt der feinste Reiz. Tau muß herniedersinken und die Nacht voll Stille sein, voll der weichen Kühle atmenden Laubes und zitternden Sternenscheins, ohne die vielfältigen Geräusche des Lebens, die um Großstadtmauern branden —

So kommt es, daß die Großstädter eine leise, ganz unmoderne Sehnsucht faßt nach Frieden und Abendruhe, die den lärm- und arbeitsreichen Tag krönen, nach Romantik im Vollmondschimmer, blühenden Jasmin- und Rosenduft aus Gärten. Manchmal will es ihnen sogar scheinen, als wäre das Dasein der Kleinstädter trotz der äußeren Enge reicher und lebensnäher als ihr mit allen Errungenheiten der Technik und Kultur gesegnetes Großstadtleben — So sehr kann Maibowle und Nachtigallengesang betören.

(Fortsetzung folgt)

Jagd auf Granaten

Von Edmund Erpf

Mit Zeichnungen des Verfassers



Bleigraue Wolken hängen schwer über graugrüner See — fließen am Horizont in langen Regenstreifen mit hellen Schaumkämmen zusammen. Hier und da reißen aufkommende Böen das dichte Gewölk auseinander und lassen minutenlang ein schüchternes, verwaschenes Himmelsblau frei. Aber immer wieder von neuem aufziehende Wolkenbänke lassen die leise Hoffnung auf besseres Wetter zuschanden werden.

In der regenschweren Atmosphäre stehen braune Segel: Ein paar alte Fischkutter kämpfen schwer gegen die grobe See an — es ist bereits Windstärke acht und droht noch schlimmer zu werden.

Ein Hundewetter! Tief stecken die Boote die Nase in die Dünung — sind im nächsten Augenblick wieder auf hohen Wellenkämmen, dauernd ist die Back überspült von schweren Brechern. Was zum Teufel machen sie bei diesem Wetter hier draufzen!?

Steuerbord, hundert Meter vor dem ersten Kahn voraus,



schaukelt auf dem Wasser eine riesige Wand. Neigt sich grotesk nach vorn und hinten, gleitet, wie von Geisterhänden gezogen, unheimlich, lautlos durch die aufgewühlte See. Ganz weit, tausend Meter voraus, steigen am Horizont dichte Rauchwolken auf wie von einem Schlepper . . .

Die Mannschaft an Bord der Boote, eine wilde, verwegene Gesellschaft in alten Ölmanteln, in dicken, zerfetzten Jacken, den Südwesten, eine alte schmierige Mütze über dem kantigen Gesicht, schaut hinüber in gespanntester Aufmerksamkeit wie eine Horde Piraten, die sich anschickt, einen Kaufahrer zu entern. Bojen liegen auf dem von Öl und Fischtran glitschigen Deck, Tauwerk und eigenartige Gerätschaften. Ratternd arbeitet der Motor, oben knarrt das zum Versten angespannte Segeltuch, klatschend fallen überkommende Brecher auf die Back. Unbeweglich starren die Leute zur dunklen Silhouette hinüber, der sie wie ein Schatten folgen. —

Da — plötzlich heult etwas durch die Luft heran — etwas Unsichtbares, Unheimliches, Übermächtiges — ein krachendes Splittern, und im gleichen Augenblick wachsen turmhohe, silberne Wasser-

säulen senkrecht aus der See hoch — wie sich aufbäumende Ungeheuer — ein Dröhnen in der Ferne, ein Rollen — Scharfschützen aus schwerstem Kaliber!

Und da kommt Bewegung in die Männer im Boot!

Neuerlich wieder heult es heran — um die sechzig Meter lange Wand kocht die See, wirbelt, Wasserberge rauschen aus der Luft herunter, hüllen die Scheibe in Dunst ein . . .

Direkt auf die Stellen, aus denen die ungeheuren Wirbel hochstiegen, nehmen die Boote jetzt Kurs, halten direkt auf das Schußfeld zu! Die Motoren arbeiten mit höchster Kraft — und da fliegen bereits vom ersten Fahrzeug die roten Bojen ins Wasser, den Ort des Granateneinschlags markierend.

Teilsalven zum Einschießen! Passiergefecht! Salve deckt! 120 Schuß aus den 15-Zentimetern! Das gibt gute Verdienstausichten für die Granatenfischer!

Und im nächsten Augenblick bricht um die Scheibe die Hölle los. Brüllend fahren die schweren Brocken aus den Rohren, heulen heran, schlagen schmetternd in brechendes Gebälk, splitterndes Holz und Leinwandsegen wirbeln in der Luft, gewaltige Säulen steigen majestatisch hoch, breiten sich oben auseinander wie Bäume und fallen in irisierenden Schleieren in das Element zurück, aus dem sie herauswuchsen. Wirkungsschießen der Division! Vergeblich sucht der Schlepper, die Scheibe dem Feuer durch vermehrte Fahrt zu entziehen — unerbittlich folgen die Aufschläge.

Wie Spürhunde folgen die Boote diesem Hexenkessel. Überall liegen rote Bojen im Wasser. Es sieht aus, als ob keiner der elenden Fischerfähne heil zurückkommen würde, man würde keinen Pfennig dafür einzahlen. Immer hinterher, kaum daß die Wassertürme in sich zusammengefassen sind, liegen auch schon die Bojen da.

Achtern aber, auf den anderen Kuttern, herrscht eine andere emtige Tätigkeit! Dem einen Mann an Bord in dem alten,

geflickten Taucheranzug wird der zerbeulte Helm eilends auf den Kopf gestülpt, festgemacht, Taue klar, Luftsenschlauch klar, Greifzange in die Hand — und dann wird er ohne weitere Umstände von seinen Kumpaten auf die Reeling gehoben und einfach in die See geworfen. Unten am Grund liegen Fünfzehner — und den Grund kennt er wie seine Hosentasche, und so muß er sich beeilen, denn es gibt noch viel Arbeit! Überall liegen die Bojen! Es ist Hochkonjunktur heute, und dabei wird sowieso mit Munition gespart in der Marine im Vergleich zu früher. Nach ein paar Minuten taucht er wieder an der Bordwand auf, ein mächtiges Kaliber im Arm. Blitzschnell fassen grobe Hände zu, das schwere Ding rollt dröhnend auf die Bordplanken. Der Taucher ist schon wieder unter Wasser —

An Deck liegen die 8,8-Zentimeter, die 10,5-Zentimeter, 15-Zentimeter — für die die Marine 7, 10 und 15 Reichsmark zahlen wird. Zufrieden sehen Jan und Klaassen auf die Ernte: Heute hat sich's gelohnt!

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Die Tage bis zum Rennen verlebt Rena in einer ungeheuren Spannung, und als dann Olly Hansing ihr eines Tages im Hotel gegenübersteht, ist sie doch froh, daß die allein kam.

„Ich habe einen ganzen Sack voll Wünsche mitgebracht“, erzählt Olly unbefangen. „In Tugurt gibt es nicht viel zu kaufen; also ist Biskra unsre große Hoffnung.“

Sie gehen in die Basarstraße. Sie reden von dem und von dem, und am Abend kommt Olly ihren neuesten Plan aus: „Wir haben eine Expedition nach El-Wed vor; Sidi Hamed will da neue Brunnen bohren lassen. So eine richtige Wüstenreise ist's ja nicht — man kann sie mit dem Auto machen; aber sie führt durch das interessanteste und ödeste Gebiet, das es hier gibt: durch die Sanddünen. Ich soll einen schönen Gruß von meinem Professor mitbringen und für Sie Urlaub von der Excelencia erbetteln. Es ist nur für fünf Tage.“

Rena zögert. Nein, sie will nicht. Das bedeutet fünf Tage Gemeinsamkeit mit Marill. Aber Doña Carlota redet ihr sehr zu, sie solle es sich überlegen.

Als sie am Renntag auf der Tribüne sitzen, holt sich Olly den Amerikaner als Hilfsstruppe. „Reden Sie Fräulein Adriani doch zu, Oberst Thornton!“

„Oh, die Fahrt nach El-Wed ist sehr interessant . . .“

Ollys Augen fragen. Hast du Angst? steht in ihnen zu lesen. Hast du so wenig Vertrauen zu dir selber?

Als der schwarze Tuareg ohne Peitsche und Sporn seinen

Sieg erritten hat, über den die Araber in Beifallsgeschrei ausbrechen, hat sie ihren Entschluß gefaßt. „Ich komme mit!“ sagt sie. Sie will nicht feige sein . . .

* * *

Das Auto, in dem sie fuhren, gehörte dem „sagenhaften“ Sidi Hamed. (So hatte Olly den Marabout von Tamelate getauft, der nach dem ersten und einzigen Besuch für sie unsichtbar blieb.) Das Auto war gut: eine hochachsige Limousine mit starkem Motor und besonders schwerer Bereifung; ein Wagen, der, trotz seines Gewichts, spielend leicht zu lenken war.

Sie waren mit dem weißen Bahnhofzug von Biskra bis Tugurt gefahren, und dort hatten die Männer sie mit dem Wagen am Bahnhof erwartet. Die beiden Herren waren braungebrannt, hatten weiße Reithosen an und den Tropenhelm in den Nacken geschoben.

Hansing nickte Marill zu. „Ich soll doch meine Studenten kennen — und meinen Schnucks dazu! Da hast du nun also den Beweis: Sie ist gekommen!“ Er schüttelte seiner Schülerin kräftig die Hand, dirigierte den arabischen Träger, der mit den Koffern herankam, und war sofort ganz sachlich. „Heute abend geht's zeitig in die Falle, Herrschaften! Wir haben in unserm Palais in Temassfin noch ein Zimmerchen für Fräulein Adriani aufgetrieben. Und um vier Uhr geht's los! Da ist es noch nicht so heiß, und wir sind zu einer vernünftigen Zeit in El-Wed.“

Marill schob ihn zur Seite. „Läßt andere Leute auch



heran, Erik!" Seine Finger quetschten die Ninas, so daß die beinahe aufgeschrien hätte, obgleich sie doch auch nicht schwächlich war. Als er einen Augenblick mit ihr allein stand, sagte er leise: „Ich habe es mir gedacht, daß wir uns oben auf Mallorca nicht zum letzten Male begegnet wären...“ Und ehe sie etwas erwidern konnte, sprach er schon laut weiter: „Nach El-Wed fahren kann natürlich jeder; die Autos der nordafrikanischen Gesellschaft schaffen das alle Tage einmal und gehen auch durch die Sanddünen durch. Wir können nun aber den direkten Weg nicht nehmen, weil Sidi Hamed weiter im Süden Wasser vermutet und eine Untersuchung wünscht. Wahrscheinlich stimmt's nicht, und wir haben lange mit ihm debattiert, gestern noch, aber er bleibt bei seiner Ansicht. Und der treue Knecht Fridolin fährt eben.“

Er war an diesem Abend ausgelassener als sonst, erzählte Schnurren und steckte Hansing so damit an, daß der gute Vorsatz, früh schlafen zu gehen, nicht ausgeführt wurde. Es war fast Mitternacht, als sie sich endlich trennten. —

Als Rena dann pünktlich um vier Uhr aus dem Hause trat, waren die beiden Herren schon an der Arbeit, alles zu verpacken.

Wirklich, das war eine richtige Expedition: Wassersäcke wurden befestigt; die Wirtin hatte die Tagesration in Körben untergebracht; dazwischen lagen Instrumente, deren Verstaubung Marill sachlich leitete. „Man ist in Gedanken bei größeren Dingen!“ lachte er Rena an. Überhaupt war es, als sei ein Alp von ihm genommen: Alles Träumerische und Weiche war abgefallen; nur der Mann stand vor ihr, der froh war, seine Kräfte mit denen der Natur messen zu können.

Rena hatte von Olly Hansing Reithosen und hohe Stiefel bekommen; darüber trug sie, wie die anderen, den weißen Burnus und auf dem Kopf den Tropenhelm.

Der arabische Träger, der als einziger mitfahren sollte, wollte bei der Arbeit mit anfassen, aber Marill schob ihn zur Seite. „Das kannst du nicht, mein Junge!“ Und, zu Rena: „Wenn man es diesen braunen Boys überläßt, bringen wir höchstens die Hälfte unsrer schönen Sachen mit nach El-Wed, und das Wichtigste ist zuletzt sicher zu Hause geblieben.“

„Bei Expeditionen bekommt jeder ein Amt zugeteilt“, dekretierte der Professor. „Im Chauffieren lösen wir uns beide ab, Marill; das ist selbstverständlich. Verpflegungschef wird Schnucks; das ist ebenso klar. Und Sie, Fräulein Adriani, erkenne ich feierlichst zu meiner Assistentin. Das gibt eine famose Diplomarbeit, mit der Sie sich in Berlin sehen lassen können! Wenn Sie's richtig anfassen, reicht man sich um Sie und bietet Ihnen eine außerordentliche Professur an!“

Rena war ganz bei der Sache. Die Instrumente hatte sie in den Hörsälen oft genug gesehen, auch praktische Versuche mit ihnen in der Umgebung Berlins gemacht; aber ihre wirkliche Anwendung im Dienste der Zivilisation blieb das Neue, das ihren Eifer anstachelte.

Zuerst ging es durch Palmengärten auf enger Straße. Ausziehende Kamelkarawanen versperrten den Weg; Treiber schrien. Dann versank das; die leichten Palmen glitten vorbei, und auf festem Boden konnte das Auto seine volle Geschwindigkeit entfalten.

Marill, der den Wagen steuerte, drehte sich um. „Wir halten uns zuerst auf der alten Karawanenpiste; aber lange geht es nicht mehr so gemütlich.“

Die Wüste hatte hier ein ganz anderes Gesicht. Die niedrigen Grasbüschel waren verschwunden; von Süden her drängten sich Sandberge heran, die immer höher wurden. Dünen, wie sie Rena am Meer gesehen hatte; nur war das hier kein schmaler Gürtel, sondern ein ungeheures

Gebiet, das ungefähr zweihundert Kilometer nach beiden Richtungen hin bedeckte. Wie eine Insel lag darin El-Wed, nur durch die Karawanenpiste und den Draht, der immer neben ihnen herließ, mit der Welt verbunden.

„Vor wenigen Jahren war dies noch eine der gefährlichsten Durststrecken“, erklärte der Professor. „Die Karawanen marschierten fünf bis sechs Tage von El-Wed bis Tugurt, ohne eine einzige Wasserstelle. Wenn wir weiter im Süden wirklich auf Wasser stoßen sollten, so wäre das eine Wohltat, die vielen Kamelen und vielleicht auch Menschen das Leben rettet.“

Es war heiß im Wagen, aber an dem stiebenden feinen Sand draußen konnte man erkennen, daß der scharfe Wüstenwind wehte: dieser Wind, der das Sandmeer wie ein wirkliches Meer bewegte, der heute ein Tal schuf, wo gestern noch ein Höhenweg war, der jeden Pfad verwischte.

Rena dachte an Schilderungen, die sie gelesen hatte: an Wirbelsürme, die plötzlich heranfegten, die die Sandmassen hoch in die Luft schleuderten und Mensch und Tier in kurzer Zeit begraben konnten . . .

Der Motor arbeitete ruhig und gleichmäßig. Marill hatte sich eine Zigarette angestellt und hielt das Steuer lässig in einer Hand. Die hinten im Wagen waren still geworden; die gleichförmige Einöde machte müde. Nach zwei Stunden wechselten die Herren, und Hansing fuhr; abermals nach zwei Stunden stieg Marill wieder nach vorn. Und gegen neun Uhr hielten sie erste Rast.

„In einer Stunde etwa muß das Tourenauto vorbeikommen“, sagte Hansing. „Dem geben wir eine Nachricht für El-Wed mit; denn es wird spät werden, ehe wir dort hinkommen.“

Sie hatten sich auf die vom Wind gesäuerte Seite des Autos gesetzt und die Körbe ausgepackt. Als sie mit dem Hühnerknochen und den Apfelsinen und Datteln der Wirtin von Temassim fertig geworden waren, schlug Marill einen Spaziergang auf den Dünen vor.

„Man muß sich mal die Beine vertreten, und außerdem seh'n wir das Auto kommen.“

Der Weg war beschwerlicher, als ihn Rena sich gedacht hatte. Schon nach wenigen Schritten, nachdem sie die harte Straße verlassen hatten, sanken sie tief ein.

Marill half ihr. „Wenn man hier vom Wege abkommt, sitzt manrettungslos fest.“

Zum erstenmal kam ihr die Gefahr dieser Wüstenfahrt zum Bewußtsein.

Marill schien ihre Gedanken zu erraten. „Ohne einen guten Motor hätte man die Expedition nicht wagen dürfen.“ Dann nahm er das Fernglas und schraubte daran herum. „Endlich!“

Durch das Glas sah Rena in der Ferne ein großes Gefährt sich nähern; es schien mehr ein Lastwagen als ein Personenzug zu sein, so breit und ungeschickt kam es heran. Als es dann unten neben ihnen anhielt, musterten sie die neugierigen Blicke der Insassen: Touristen aus aller Welt, die für ein paar Tage in aller Bequemlichkeit die Sensation einer Wüstendurchquerung genießen wollten.

Hansing atmete auf, als der Wagen wieder verschwunden war. „Nun sind wir allein, Schnucks. Nun dauert es wieder drei Tage, bis hier ein Auto vorbeikommt, und die Karawanen sind auch zu zählen. Und jetzt weiter!“

Noch eine Stunde etwa folgten sie den Spuren, die die breiten Räder hinterlassen hatten, dann sagte der Araber etwas für Rena Unverständliches, und sie bogen an einem Stein nach Süden ab.

Der Weg wurde enger und sandiger. Eigentlich war es schon gar kein Weg mehr; sie schienen nur den Tälern zu folgen, und an beiden Seiten türmte sich der Sand.

Gegen Mittag — es war inzwischen unerträglich heiß

geworden — gab es wieder einen Halt. Karten wurden herausgezogen. Marill und der Araber redeten lange. Der zeigte nach der Sonne; der Ingenieur schüttelte den Kopf. „Hier kann man rechts und links abbiegen“, erklärte er endlich. „Unser Freund ist für Rechts. Dann kommen wir aber zu weit von El-Wed ab, und wenn die Karte genau ist — —“

„Wenn sie genau ist!“ wiederholte Hansing skeptisch.

„Ich weiß: Das mit den Karten hier ist so 'ne Sache . . . Windveränderungen kann man eben nicht eintragen.“

„Und der Instinkt des Arabers?“ mischte sich Olly Hansing ein.

„Der ist bei den meisten von ihnen zum Teufel gegangen. Segnungen der beginnenden Zivilisation!“

Sie erkletterten mühsam die nächste Höhe. Aber von da hatte man wenig Überblick: Immer neue Dünen türmten sich auf — schienen höher als die, auf der sie standen.

„Fahren wir weiter!“ entschied Marill.

Der Wagen schwankte oft bedenklich, legte sich zur Seite; die Räder mahlten im Sande, aber wenn der Motor auch hin und wieder hart lief, das brave Arbeitstier der Zivilisation ließ sie nicht im Stich. Immer wieder nahmen die Ventile ihren ruhigen Takt an; immer wieder glitt der Wagen ins Gleichgewicht zurück.

Marill arbeitete wie ein Jongleur, riß das Steuer scharf nach rechts herum, nach links, lehnte sich weit vor. Plötzlich ein Stoß . . . „Verflucht — !“

Es war nichts gewesen: Unter dem Sande mochte wohl ein Stein verborgen gelegen haben, den sie angefahren hatten. So etwas mußte man bei Wüstenfahrten mit auf sich nehmen. Auf einer glatten Strecke konnten sie dann wieder volle Geschwindigkeit entfalten.

„Wir sind nun mindestens siebzig Kilometer von der Karawanenpiste entfernt“, stellte Marill fest, nach einem Blick auf die Karte. „Zwanzig vielleicht von der Mutungsstelle und etwa hundert von El-Wed. Nanu — ?“ Es hatte drei-, viermal kurz hintereinander im Auspuff geknallt, und es roch scharf nach Benzin. „Er hat sich verschluckt“, wollte Marill beruhigen. „Geben Sie etwas weniger Gas!“ Aber im gleichen Augenblick riß er die Bremse mit voller Kraft zurück, so daß der Wagen stand. „Da ist etwas los!“

Der Motor war von selbst stehengeblieben.

„Wahrscheinlich eine verrußte Kerze?“ meinte Hansing.

Aber der Ingenieur schüttelte den Kopf. „Wenn ich nicht genau wüßte, daß wir am Morgen voll getankt haben und daß unser Vorrat für die doppelte Strecke reicht, würde ich meinen, wir hätten kein Benzin mehr.“ Er ging um den Wagen herum und drehte die Schraube des Tanks auf, steckte den Meßstab hinein. Dann, nach einer Weile, als müßte er sich noch einmal genau überlegen, ob er das Wort aussprechen solle oder nicht: „Leer!“

Unter dem Wagen stand eine kleine Lache, und eine feine Tropfsspur zeigte den Weg an, den sie gekommen waren. Die beiden Männer krochen unter das Fahrgestell; tasteten, suchten.

Als erster kam Hansing wieder vor. „Der Stein vorhin muß uns den Tank zerschlagen haben . . . Der ist leer geworden, und unser Brennstoff ist zum Teufel . . .“

* * *

Mit dem Zuge, der gegen Mittag in Biskra eintraf, kam in der ersten Klasse heute nur ein einziger Reisender an, ging alsbald auf den wartenden Hausdiener zu und fragte nach der Generalin Comasema.

„Die ist schon da!“ bestätigte Friedrich.

Für Biskras bizarre Schönheit hatte der Fremde keinen Blick; ebensowenig hatte er von Algier und den Gegenden, die der Zug durchzog, gesehen. Ohne sich aufzuhalten,

ging er in das Hotel und klopfte an Doña Carlitas Zimmertür.

Die ließ gerade von Colette ihre Sachen zusammenpacken, weil es Zeit fürs Mittagessen war. Jetzt gab sie der Jose einen Wink, daß sie allein sein wollte, und ging ihrem Neffen entgegen. „Hübsch, daß du kommst, Jürgen! Nur hättest du dich eigentlich anmelden können!“

„Wo ist Rena, Tante?“

„Die hättest du wahrscheinlich auch angetroffen, wenn du telegraphiert hättest. Jetzt ist sie mit ihren deutschen Freunden auf einer Expedition.“

„Fort?“

Die Generalin versuchte zu lachen. „Aber, Junge, das ist doch nicht tragisch?“

„Das weiß ich nicht, Tante Carlota.“

„Nun sei mal vernünftig und erzähl, was eigentlich los ist! Wir leben hier ruhig und vergnügt . . . Wenn ich recht berichtet bin, hat sie dir wenigstens jeden dritten Tag geschrieben; es kann auch öfter gewesen sein. Deine Antworten sind auch richtig angekommen . . . Und plötzlich bist du da?“

„Und Rena?“

„Ich sagte dir schon: Sie hat ihre Freunde wiedergefunden. Diese nette, junge Professorin war neulich hier und forderte sie auf, eine Wüstenfahrt mitzumachen. Ich hab' ihr sehr zureden müssen, aber endlich ist sie doch gefahren. Vorgestern . . . Heute mag sie in El-Wed sein; in fünf oder sechs Tagen ist sie zurück.“

„Und Marill ist auch dabei?“

Die Generalin horchte auf. „Bist du denn mißtrauisch geworden, Jürgen?“

Der sah sich um, ob sie auch allein wären. „Sez dich, bitte, noch einen Augenblick hin, Tante Carlota, und laß mich reden! Wir können ja nachher immer noch in den Speisesaal gehn. — Also: Ich bin mit meiner Arbeit fast fertig; ich bin gut weitergekommen, und die Korrespondenz mit Rena ist auch immer anregender geworden. Sie kann wundervoll kluge Briefe schreiben. Ich rechne mir so aus, daß ich spätestens in vierzehn Tagen die Koffer packen und euch nachreisen werde, — da kommt der Brief . . .“

„Was für ein Brief?“

„Der Brief, in dem sie mir ganz offen sagt, daß es sie damals überrumpelt habe; daß sie meine Verlobte geworden wäre, ohne eigentlich zu wissen, wie das gekommen sei; daß sie — — Ach, es sind viele Worte, viele Gedanken und viele Sätze . . . Aber am Schluß steht eben: Ehe sie nicht ganz ehrlich zu mir stehe, eher könne sie meine Frau nicht werden.“

Die Generalin nickte. „Das sind Worte, Junge. Aber was ist der Sinn? Ein Abschiedsbrief — ?“

„Nein, eigentlich nicht. Mehr ein Brief, in dem ein Mensch Klarheit sucht und wohl auch Hilfe . . . Es ist viel von ‚Achtung‘ die Rede und von den ‚Möglichkeiten des Zusammenlebens zweier Menschen‘. Es ist ein Brief ohne Schluß.“

„Und Rena gehört nun mal zu den Menschen, die alles zu einem Schluß bringen müssen. Leute wie sie haben es nicht immer leicht; dafür aber kann man sich auf sie verlassen . . . Hör mal, Jürgen! Von Liebe auf den ersten Blick‘ und all dem Hokusokus halte ich nicht viel. Mag sein, daß es so etwas gibt; ist ja genug darüber geschrieben worden. Wie lange es aber letzten Endes gehalten hat, das sagt keiner. Bei Rena ist das anders: Die schlägt sich mit sich und den Dingen herum, und wenn es auch Beulen dabei absetzt. Hat sie das alles endlich aber in sich niedergebockt, dann hält es.“

„Tante Carlota: Die afrikanische Landkarte ist mir leider recht wenig geläufig. Ist dieses El-Wed zu erreichen?“

„Raum.“

„Und nun soll ich beinah eine Woche hier herumlaufen und auf Rena warten?“

„Du könntest ja auch nach Tugurt fahren! Da kommt sie eher hin. Vielleicht kehrt die Expedition überhaupt früher zurück.“

Als sie, ziemlich als letzte, in den Speisesaal traten, saß nur der amerikanische Oberst, der seit einigen Tagen hier seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, noch da. Er trat einen Augenblick an ihren Tisch. „Gute Nachrichten von dem kleinen Fräulein, Generalin?“

„Gar keine.“

„Oh?“ Thornton bedauerte. Dann, als Doña Carlota ihn mit Heinold bekannt gemacht hatte, schüttelte er dem kräftig die Hand. „Eine ausgezeichnete Frau, diese Miss Adriani! Sollte Fliegerin werden! Sie hat den Blick dafür. Ich kenne das, Mister Heinold; ich sehe es den Menschen sofort an: Die einen bleiben beim Sport, und die andern verstehen ihn nie.“

„Ist die Fliegerei denn nur Sport für Sie, Oberst?“

„Warum sagen Sie: Nur? Sie müssen gute Musik machen, oder gute Bücher über Musik schreiben — ich weiß nicht, wie. Das ist Ihr Sport. Und wenn es Ihnen gefällt und Ihnen Freude macht und wenn es andern auch Freude macht, dann ist's allright. Ich muß mit meiner Maschine gut fliegen können. Wir nennen das 'Sport'. Vielleicht nennen Sie es anders?“ Dann ging er wieder auf die Expedition ein. „Es ist nicht gut, Generalin, daß Sie keine Nachricht haben. Ich würde wohl gern Nachricht haben wollen, wenn Miss Adriani meine Braut wäre.“

Heinold war ein Gedanke gekommen. „Fliegen Sie wohl heute noch, Oberst Thornton?“

Der sah nachdenklich vor sich hin. „Möglich.“

„Würden Sie dann, falls Sie nach Süden fliegen, mich bis Tugurt mitnehmen?“

„Warum nicht? Aber man sollte erst telegraphieren! Die Wüste ist nicht wie Fifth Avenue. Man kann nicht sagen: Ich bin um die Teezeit da — du mußt auch dort sein! Sie werden in Tugurt sein und Miss Adriani in El-Wed; oder Sie werden in El-Wed sein und Miss Adriani in Tugurt. Das ist nicht gut.“

Das sah Heinold ein.

Und so gingen zwei Telegramme ab: eines an die Wirtin in Temassfin, das andere an das Hotel in El-Wed. Beide mit der Bitte, den Standort der Expedition Marill-Hansing anzugeben.

Es dauerte immer noch fast zwei Stunden, dann antwortete Temassfin zuerst: „Expedition gestern abgegangen. Wollte am Abend in El-Wed sein. Rückkehr ungewiß.“ — Und zehn Minuten später kam das zweite, das Heinold in maßlose Aufregung versetzte: „Expedition hier bisher, trotz Anmeldung, nicht eingetroffen!“

Es war beinah vier Uhr, als Thornton und Heinold bei dem provisorischen Hangar am Rande der Araberstadt ankamen.

Der amerikanische Monteur, ein blühend gesund aussehender Bauernbursche aus Kansas, hatte die Maschine schon herausziehen lassen und stand im Fliegeranzug dabei. „Alles fertig, Oberst!“

Der schlüpfte in seinen Fliegeranzug und ließ einen zweiten für Heinold holen. „Du mußt heute hierbleiben, Fred!“

„Sie können doch nicht allein fliegen, Oberst?“

„Werd' es schon können . . . Go on, Sir! Es wird bald dunkel in dieser vertrackten Gegend, und bis nach El-Wed ist's kein Katzensprung!“

Der Motor sprang lärmend an und schleuderte eine Sandwolke hinter sich; die ganze kleine Maschine zitterte.

„Los!“

Raum hundert Meter rollte der Vogel, dann hob er sich schon, stieg steil auf, schaukelte hin und her in den Sonnenböen, gewann rasch Höhe und surrte nach Südosten zu davon.

Immer weiter nach vorn troch ihr Schatten, der unten am Boden vor ihnen herflog: ein Zeichen, daß die Sonne sich rasch dem Horizont näherte. Wenn es dunkel würde, müßte man sich — das hatte der Amerikaner gesagt — nach einem Landeplatz umsehen; denn in der Nacht konnte man nicht herunter.

Und wenn man bis dahin nicht in El-Wed war —? Eine lähmende Angst bedrückte Heinold. Dann kam man vielleicht wieder zu spät? Dann waren sie am Morgen wohl fort? Und er hatte nicht mit Rena sprechen können; denn sie konnte ja nicht wissen, daß er in ihrer Nähe war. Auch nach dem Telegramm nicht.

Endlich, weit vorn, gelblichweiße Mauern; Palmenwälder, die rasch näher kamen. Unter ihnen aber noch immer der öde Sand: Dünen, Dünen, nur von einem Strich scharf durchzogen, der Karawanenpiste.

Eine Viertelstunde später stellte der Amerikaner den Motor ab, ging im Gleitflug tiefer, so daß es aussah, als stehe der Apparat plötzlich und die Oasenstadt fliege in rasender Eile auf sie zu. Dann eine Kurve, fast auf dem Flügel; wieder eine . . . Er suchte. Da unten, dicht am Ort, lag ein Platz wie ein Teller — kaum ein Schatten darauf zu sehen.

Thornton zeigte nach unten. „Dort!“

Die Maschine setzte hart auf, rollte noch bis dicht an die Häuser, rumpelte über ein paar Unebenheiten — und stand. Das Motorgeräusch war verstummt.

„Uff!“ machte der Amerikaner, der den Sturzhelm abgenommen hatte. „Wir sind da, Sir!“

Ein vertrauernder Mensch, der sich als Führer des Hotels ausgab, wurde mit der Bewachung der Maschine betraut, die man mit ein paar Pflocken und Seilen rasch befestigt hatte. Dann kam auch schon ein Auto heran, in dem der Hoteldirektor saß.

Heinold hastete ihm entgegen. „Nun —?“

Der zuckte mit den Achseln. „Wir wissen nicht mehr als Sie. Gestern ist das Tourenauto auf halbem Weg zwischen Tugurt und El-Wed der Expedition begegnet und hat Nachricht für uns mitgebracht, daß wir die Herrschaften am Abend erwarten sollten. Als die Expedition auch in der Nacht nicht eingetroffen war, fragten wir noch spät in Temassfin telegraphisch an, ob das Auto wohl zurückgekommen sei; aber ohne Erfolg. Wir haben dann versucht, von der Höhe des Minaretts aus Lichtsignale aufzunehmen . . .“

„Nichts?“

„Man kann in der Nacht nichts weiter tun, Herr.“

„Und sonst ist nichts, gar nichts geschehen?“

„Doch, Herr! Heute früh ist ein Auto die Karawanenpiste entlanggefahren und hat versucht, den Weg zu finden, den die Expedition mutmaßlich hätte nehmen müssen. Es ist eine schwere Sache — wir haben keine so starken Wagen hier. Und das Tourenauto ist weitergefahren; es hätte seine Reise ja auch kaum aufgeben können.“

„Und Sie meinen, die Expedition sei in Gefahr?“

„Die Sandwüste ist immer gefährlich.“

Heinold warf Thornton einen Blick zu.

Aber der Fliegeroberst schüttelte den Kopf. „Vor morgen ist nichts zu unternehmen.“

„Morgen kann es zu spät sein!“

„Wenn es Reisende wären — ja. Aber Marill und Hansing sind erfahrene Leute, die die eine Nacht sicher aushalten.“

(Schluß folgt)

Schlagsahne. Fisch- und Krabbenmayonnaise wird sehr gern in großen ausgehöhlten Äpfeln gereicht, ebenso alle anderen pikanten Mayonaisensalate.

Äpfelplat ist eine vitaminstrohende Mahlzeit für Kinder. Rohe Äpfel werden in kleine Stifte geschnitten und mit vorgeweichten Rosinen und geriebenen Nüssen oder Mandeln dick bestreut. Darüber gießt man gesüßte Sahne, die man im Winter leicht anwärmen kann.

Die Adventszeit bringt uns den von alt und jung geschätzten Bratäpfel, der mit seinem lieblichen Duft das Haus weihnachtlich durchzieht. Er gerät besonders gut, wenn man ihn außer mit Rosinen und Mandeln noch mit etwas Honig füllt und obenauf ein Butterstückchen setzt.

Zum Schluss sei noch der falsche Gänsebraten erwähnt, denn in der heutigen Zeit der Geldknappheit zerbricht sich manche Hausfrau den Kopf, wie sie ihrer Familie einen schmackhaften Sonntagsbraten vorsezgen kann, ohne gleich mit dieser einzelnen Mahlzeit ihren Etat stark zu belasten. Dieses preiswerte Gericht kommt, mit Sorgfalt zubereitet, im Geschmack dem geliebten Gänsebraten sehr nahe. Man besorgt sich ein schönes Stück gut durchwachsenen Schweinebauch von $\frac{1}{2}$ Pfund, das man am besten gleich bei dem Fleischer herrichten lässt. Unterhalb der Speckschwarze wird mit spitzem, scharfem Messer ein tiefer, breiter, taschenförmiger Einschnitt gemacht. Die äußere Schwarze wird quer und längs gerichtet, damit sie sich beim Braten besser ausdehnen kann. Nicht etwa einschneiden, weil dann das Fett zu sehr ausbraten würde. Die entstandene Tasche streut man nun leicht mit Salz und Paprika aus und füllt sie mit kleinen, ungeschälten Äpfeln einer feinen Sorte. Vorher das Kernhaus ausschneiden und die Äpfel mit Johannisbeergelee oder einem Stück Zucker füllen. Zwischen die Äpfel einen Eßlöffel Zwiebel streuen und gewaschene Zweige von Majoran und Thymian legen. Ungefähr sechs kleine Äpfel müssen bei einem $2\frac{1}{2}$ -Pfundstück in der Tasche Platz haben. Diese wird dann fest zugenaht und das Ganze von außen leicht mit Salz und Pfeffer eingerieben. In Butter oder in halb Butter und Bratenfett wird das Stück mit einer Zwiebel $\frac{1}{2}$ Stunde von allen Seiten schön braun angebraten. Dann gießt man kochendes Wasser zu und brät in heißem Bratofen zugedeckt eine gute Stunde. Die Soße wird beliebig gebunden. Dieser Braten hat ein sehr schönes Aussehen und ist überaus saftig und schmackhaft. Beim Schneiden mit sehr scharfem Messer muß die Schwartenseite oben liegen.

Heimweh

Von Wendeli Erne

Heute morgen bin ich auf den Schloßberg gegangen. Und als ich dort oben stand, die Hände auf das Weggeländer gestützt, dessen geschrägter Baumstamm noch die Feuchte des frühen Morgens in sich trug, als ich die ersten Dächer aus dem Herbstnebel tauchen sah und in den dunklen Wäldern erstes gelbes Laub, vereinzelt noch, aber schon mit jedem Tag sich ausbreitend, als der steigende Nebel langsam das herbstliche Land freigab, wurde mir klar, was mich hergetrieben hatte. Ein Brief war es, der seit gestern auf meinem Schreibtisch lag und den zu beantworten ich den Mut nicht fand. Denn Worte waren in ihm, die aufgebrochen waren aus einem einzigen Gefühl und so durchdränkt davon, daß es Schmerz wurde, sie zu lesen. Die diese Worte schrieb, war ein Mädchen von sechzehn Jahren, das ein herbes Gesicht schon in frühem Kindesalter aus dem Heim gestoßen und vielleicht deshalb über seine Jahre hinaus gereift hatte. Und jenes Gefühl, mit dem ich mich auseinandersehen sollte, war das Heimweh.

Wie hat das Kind gesagt? Manchmal kommt es mit einem Geruch, der mich anweht, wie es vor Jahren irgendwo gerochen hat, als ich ganz klein war. Manchmal ist es eine Farbe, ja besonders eine bestimmte Färbung des Himmels, die ich schon gesehen haben muß, und dann wird es so schwer und kalt in mir, die Angst vor dem Wiederkehrten. Wenn das Heimweh ist, dann wollt' ich, ich hätte es nie gekannt!

Werde ich hierauf mit Worten antworten können? Müßte man nicht die kleine Mädchenhand fest umschließen, mit den eigenen Händen, die vom Leben gelernt haben, daß alles ihnen entgleitet? Und während ich nun den Berg hinaufsteige, immer höher, beginnt mein Herz Zwiesprache zu halten, zuerst mit dem fernen Mädchen; aber langsam wird daraus die Zwiesprache mit sich selbst.

Ich erinnere mich an mein eigenes erstes Heimweh, als ich klein war und zum erstenmal auf Wochen aus dem Elternhaus fortkam. Das ist noch jenes Heimweh, das man deutlich umschreiben kann: Die Sehnsucht nach den Eltern, dem gewohnten Kreis, nach den vertrauten Möbeln und nach dem eigenen Spielzeug schließlich. Das Heimweh, für das noch eine Medizin ist: die Rückkehr. Und dem man noch einen klaren Namen gibt: Zuhause. Viel bitterer aber und größer ist die zweite Begegnung mit dem Heimweh. Man ist herangewachsen, hat hinausdürfen in das Leben, das wie eine einzige große Verheißung vor einem lag, als man es noch vom Heim aus mehr ahnte, als sah. Nun wohnt man in der Fremde; man hat seine Arbeit, seine eigene Aufgabe, man kämpft, wird besiegt, steht wieder auf — so geht es fort. Die Erinnerung aber webt um die verlorene Heimat goldenen Glanz, verwischt die Mängel, bestrahlt die Güter. Und wenn wir auch wissen, daß das Elternhaus nicht mehr ist, daß Verwandte und Freunde in der Welt zerstreut sind, das Heimweh wird doch lebendig in Stunden stiller Besinnung; nun sind es die Wurzeln der Heimat, die wir fühlen, die geheimnisvolle Bindung der Erde, über die wir mit Kindesfüßen ließen, die Gemeinschaft in Sprache und Lebensgewohnheiten, die uns auch mit denen verbindet, die wir nicht kennen, wenn sie auch Tür an Tür mit uns wohnten.

Aber auch für dies Heimweh gibt es noch eine Rückkehr! Wir können die Stätten wieder aufsuchen, um die wir trauern. Und eines Tages verwirklicht sich langgehegter Wunsch; wir dürfen zurückkehren, wir finden vielleicht sogar unser Wirkungskreis dort, von wo wir auszogen. Und da vollzieht sich Seltsames: Wir haben ihn wieder, den goldenen Traum. Aber nun in der Nähe gesehen, nun zum wirklichen Teil unseres Alltags geworden, sieht er anders aus, trüber, mit Flecken, die wir aus der Ferne nicht sahen, mit Enttäuschungen, die wir vergessen, mit Lieblosigkeiten, die uns entfallen waren, mit eigenen Forderungen schließlich, die unerfüllbar sind. Das ist der Anfang des letzten, großen Heimwehs, eines Gefühls, das uns nun nie wieder ganz verlassen wird, weil es genähr't ist vom Hauch der Vergänglichkeit alles irdischen Wesens. Tief müssen wir hineinschauen in uns, wenn wir die Quelle dieses Gefühls im ganzen Umfang begreifen wollen, wenigstens so weit begreifen, daß die Erkenntnis zu Hilfe werden kann. Und in dieser Suche steht ein Gedanke auf: Je mehr sich die Menschen von ihrer Religion entfernt haben, desto größer ist die innere Not dieses Heimwehs geworden. Ein Entwurzelstein leichten Endes, weil sie die Wurzeln nur noch in reale, also vergängliche Dinge senkten. Wohl gibt es Menschen, denen eine Idee zur Wurzel wird. Sie sehen sie an die Stelle, wo frühere Geschlechter das Wort Gott sprachen. Sehr mutige Kämpfer sind das. Aber es sind nur wenige, und noch weniger sind es, denen ihre Idee bis zum letzten Atemzug als einzige sinnvoll, als einzige lebenswert erhalten bleibt.

Die überwiegend große Zahl derer aber, die ehrlich genug sind, zu wissen, daß sie keine Kämpfer sind in diesem Sinne, wo bleibt für sie die Hilfe? Aber ist nicht schon Wissen eine Hilfe? Wenn wir dessen eingedenkt sind, daß es also nicht auf den Ort ankommt, wo wir leben, nicht nur auf die Menschen, die mit uns sind, nicht auf die Sprache, die wir reden und die wir hören — wenn wir das, was wir „Glück“ nennen, nicht mehr von außen erwarten, sondern unerbittlich mit unserer eigenen Leistung rechnen, dann ist uns ein kleiner Haß in jener Ohnmacht gegeben, die wir Heimweh nennen. Die Frage nach dem letzten Sinn aber, die wird nur jeder einzelne für sich beantworten können, und glücklich derjenige, dessen Antwort nur ein kurzes Wort ist, ein Wort aber, das Welten in sich faßt: Das Wort Gott.

Die Erkenntnis der Vergänglichkeit möge in uns einen Gedanken zur Wirklichkeit werden lassen: Da wir nur Wanderer sind auf dieser Erde, lasst uns sorgen, daß unser Weg gut sei. Fruchtbar für uns, für die, die mit uns leben, und für die, die nach uns kommen werden. Wem das ein Ziel ist, nicht in Worten nur, nein, ein mit Herzblut immer wieder erkauftes Ziel, der wird

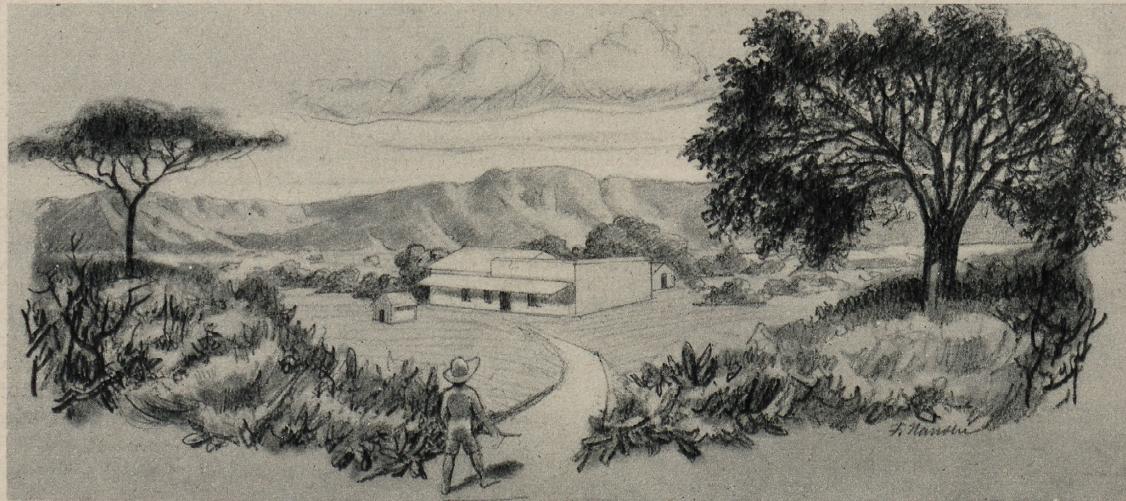
noch im Welken und Vergehen geheimnisvollen Sinn ahnend erkennen; der wird noch im Leiden das große „Ja“ finden. Aus den sterbenden Blättern des herbstlichen Waldes, aus totem Ge- tier und stürzenden Ästen bildet sich der neue Boden für das neue Leben. Und vielleicht noch viel fruchtbarer ist das Leid, sind Narben und Wunden eines Herzens, das Sehnsucht und Schmerz gehämmert haben, daß es fast zerspringen wollte, und das dennoch sieghaft aushält, solange das Blut es klopfen läßt.

Die Gedanken haben mich den Weg vergessen lassen, jetzt erst höre ich das Rascheln nasser Blätter unter meinen Füßen. Der Ausblick ist mir noch versperrt, aber ein tiefer Klang erreicht mein Ohr; die Glocke vom roten Turm hebt an zu schlagen.

Ich zähle still die Schläge, die fast den gleichen Rhythmus

haben wie mein schwerer Atem: Zwölf Schläge. Also ist Mittag. Ich teile mit den Händen die Zweige der niederen Äste vor mir und sehe hinab; ein Bündel gelber Strahlen schiebt vom goldenen Hahn des Kirchturms, der in der Sonne funkelt, in alle Richtungen — glühende Boten. Und wie ich reglos dastehe, huskt etwas blitzschnell, rotbraun, an einer Tanne hinauf. Auf halbem Wege bleibt es still, blickt mich; ich sehe die kleinen blanken Augen. Nun knickt es, eine Nusschale fällt vor meine Füße. Wie ich sie aufgehoben habe, ist das Eichhörnchen verschwunden. Ich nehme seine Gabe mit hinunter und steige bergab.

Mein Herz ist voller Ruhe, denn jetzt weiß ich, was ich meinem fernen Kinde antworten muß.



Ein Knabe geht über die Steppe

Erzählung von Karl-Heinz Schuster * Mit Zeichnungen von Fritz Nansen

Die Zugtiere, sechzehn stämmige, starke Ochsen, die sonst den schweren Wagen geduldig durch den tiefen Sand ziehen, mit untrüglichem Instinkt die einmal getretene Spur verfolgend, sind während der Mittagsrast, in glühender Sonne weidend, abseits und außer Sicht geraten, während Treiber und Reisegesellschaft im Schatten des Wagens ruhnen, der zum Schutz gegen die sengende Hitze des Tages und die schneidende Kälte der Nacht mit einer großen Zeltbahn gedeckt ist.

Unberührt von dem aufgeregten Schreien der Treiber und den zornigen Worten des Vaters, liegt der Knabe, noch matt vom Schlaf, auf dem Rücken, aus blinzelnden Augen in den wolkenlosen Himmel starrend. Als er sich aufrichtet, hofft er, ungeduldig geworden, das gewohnte Bild der zum Anspannen bereiten, in Reihe und Glied aufgestellten Tiere zu sehen, doch er bemerkt nur in weiter Ferne die Gestalten der suchenden Hottentotten. Auch der Vater und die anderen sind nicht in der Nähe.

Man ist fast am Ende der fünftägigen Fahrt zur Farm, auf der die Familie ihren Ferienaufenthalt nehmen will; noch in der folgenden Nacht soll sie erreicht werden.

Der Knabe sieht sie vor sich, die Farm Aruab, seine liebste Farm, nach der er sich während langer Abwesenheit gesehnt hat. Gewährt sie doch alles, was sein Jungenherz glücklich macht.

Tyrann, sein schlanker Fuchs mit der weißen Blesse, wird ihn wiehernd begrüßen und ihn auf seinem sicheren Rücken in langem, gestrecktem Galopp über die weiten Flächen tragen. Erst achtjährig ist der Knabe; aber sportgestählt und mutig wie alle afrikanischen Jungen, reitet er wie der Teufel, so daß selbst Jonny, der Bur, der mit phantastischem Wagemut und großer Kunst die jungen, halbwilden Pferde zureitet, ihm wohlwollend zuschaut und anerkennende Worte sagt. Ja, Jonny, das ist ein Kerl, so recht nach Franks Herzen! Wo gibt es einen zweiten wie ihn auf der Welt? Wie Brüder sind sie, wenn Jonny auch meint, ihn „kleiner Baas“ nennen zu müssen. Der dumme Kerl,

der! Frank bewundert seinen Freund sehr; daran ändert auch nichts, daß die dummen Gänse, die Mädels, Jonny auf der letzten Pad, als er sie begleitete, schrecklich auslachten, als er so überflüssig galant war, ihnen während der nächtlichen Rast ein wärmendes Getränk anzubieten mit den Worten: „Wollen die Damens Kaukau saufen?“ Was kann Jonny denn dafür, daß er nicht so geziert sprechen kann wie diese affigen Gören?

Seine Gedanken schweifen von Jonny ab.

Er wird wieder in der heißen Mittagszeit, bewaffnet mit einem Tesching, in die Schlucht des Berges Aruab steigen und auf die Klippdachse lauern, die sich dort auf einem schmalen Plateau sonnen. Es tut ihm ja immer ein wenig leid, auf die ruhenden Tiere zu schießen, aber wenn er sie einmal vor seiner Flinte hat, läßt sich das Jagdfieber nicht mehr dämpfen.

Gar nicht leicht ist die Jagd, und ziemlich gefährlich, denn wenn er hinter dem deckenden Felsvorsprung hervor, in dem die gütige Natur ein Loch gelassen hat, gerade groß genug, um zielauf den Gewehrlauf durchzuschieben, eines der misstrauischen, schnell erschreckten Tierchen getroffen hat, so heißt das noch lange nicht, es besiegen. Es gilt noch über die tiefe und für seine Sprungkraft fast zu breite Schlucht zu segeln, und er muß sich beeilen, hinüberzukommen, denn oft ist das Opfer nicht tot und versucht mit großer Zähigkeit, den schützenden Unterschlupf zu erreichen. Auch dann bedarf es noch eines schnellen, geschickten Griffes, um nicht von den Bissen des wütend um sein Leben kämpfenden Tieres verwundet zu werden. Erst dann ist die Beute sein.

Oh, es soll wundervoll werden! Die Hupe der sechshundert Pferde, alles schlanke, rossige Füchse wie sein Tyrann, werden donnernd, mit fliegenden Mähnen über die Steppe jagen und sein Herz vor Stolz und Freude erzittern lassen. Er muß das alles so schnell wie möglich wiederhaben.

Wo bleiben nur die anderen? Er überlegt. Er ist zwar klein,

aber so schnell wie die Ochsen kommt er immer noch vorwärts, und der Weg ist nicht zu verfehlten, wenn er auch nur durch Radspuren angedeutet ist. Er wird eben laufen und auf der Farm Barbry kann er ja dann ausruhen und einen Schluck Wasser trinken. Vielleicht geben sie ihm dort auch etwas zu essen. Ein Knabe geht über die Steppe. Ein David an Größe und Kraft kämpft er gegen den Goliath der Ferne. Nur ein winziger Punkt in dieser Unendlichkeit, tragen ihn seine braunen, sehnigen Beine Schritt für Schritt und Schritt für Schritt, während seine staunenden Augen all die Schönheit um ihn herum einsaugen. Sonst öde und grau, ist durch einen ergiebigen Regen die Landschaft für den nur an Meer, Sand und Steine gewohnten Küstenbewohner zum Märchen an Farbe und Pracht gewandelt worden.

Ein zwischen Hügel gelagertes Tal ist überfüllt mit großen gelben Blumen, unter denen andere in voller Blüthe blühen. Wie im Traum schreitet er hindurch, und das kleine Herz tut ihm weh vor diesem niegeschauten Wunder. Wieder öffnet sich vor ihm die unübersehbare Fläche, noch grün und von Gräsern bewachsen, doch schon überwiegt trostloses Grau und Braun.

Er geht Stunden um Stunden, vorbei an Barbry, das verlassen ist, und langsam beginnen ihm die Füße zu erlahmen. Tapfer kämpft er gegen die Müdigkeit an. Er muß die Farm erreichen, denn wenn er umkehrt, werden sie ihn nur auslachen oder wegen seiner Waghalsigkeit gar schelten. Zeigen will er ihnen, daß er ein Mann ist, der durchführt, was er sich vorgenommen hat. Sein kleines, braunes Gesicht wird hart vor Anstrengung und Trost.

Was aber nun, wenn auf Aruab niemand zu Hause ist? Er wird Hunger haben. Doch da ist ja der herrliche große Garten mit seinen langen Rebengängen. Die süßen, saftigen Trauben werden ihn schon sättigen. Er stolpert. Vor ihm liegt ein Kniittel, so ein ordentlicher, kräftiger Kaffernkirri, wie er ihn sich schon immer gewünscht hat. So, nun kann er kämpfen. Selbst einen Leoparden kann er damit erschlagen. Einen Leoparden... Sekundenlang erschrickt er und wird sich plötzlich der Gefahr bewußt, in die er sich begeben hat. Nicht von einem Tier angefallen zu werden ist das schlimmste, aber wie oft hat er gehört, daß Männer sich verirrt haben, landeskundige Männer sogar, und daß sie nie wiederkamen. Viel später fand man dann vielleicht von der Sonne gebleichte

Knochen, von denen man nicht einmal wußte, ob es die ihrigen waren.

Wenn er nun vom Wege abkäme und sich tagelang umherschleppen müßte, ausgedörrt, von Hunger und Durst gemartert? Mit aller Schrecklichkeit malt er sich diese Bilder aus.

Die Schwester und ihre Freindinnen, die ihn so oft ärgern und hänseln, wie würden sie weinen, wenn sie seine Leiche fänden, und der Vater würde gar nicht mehr schelten, nur traurig würde er sein, weil sein kleiner Frank nun tot ist, und die Mutter... Sein Herzschlag stockt und Tränen treten ihm in die Augen. Um Gottes willen, was hat er getan, die Mutter, die liebe, gute Mutter... Nein, das kann er sich nicht ausdenken, was sie tun würde!

Ein kleiner Junge steht in der Steppe, einsam und verlassen, und weint, weint. Dann faßt er sich. Stolz sollst du sein auf deinen Sohn, Mutter! Wenn es sein muß, mutig dem Tode ins Auge geschaut! Mit jungenhaftem Pathos denkt er das. Doch bald werden seine Schritte schleppend. Die Löder drohen im Zuzufallen. Ein Springbock jagt dicht vor ihm in steilem Saß in die Höhe, bleibt stehen und deutet zu ihm hin. Der Schlaf übermannt ihn.

In der Ferne klingt Räderkarren, Peitschen knallen und das „Hei! Hei!“ der Treiber schrillt.

Ein Knabe liegt an der Brust eines Mannes und sieht ihm aus halbgeöffneten Augen ins Gesicht, in dem Horn mit Rührung und Freude kämpft.

„Vater!“ murmelt er schlaftrunken, bittend und tröstend zugleich.

Wohlig und geborgen fällt er zurück.



Berufsberatung für die Frau

Stellung im Auslande

Von seit Jahren Hausdame und führe zur Zeit einen sehr gepflegten, aufrücksamen Willenshalt. Ich möchte gern für einige Zeit ins Ausland, am liebsten in die Schweiz, gehen, um einmal andere Verhältnisse kennenzulernen. Sehr gern ginge ich in ein Hotel, in eine Pension. Habe gute praktische hauswirtschaftliche Kenntnisse, aber keine direkte Berufsausbildung. Eventuell würde ich gegen Taschengeld arbeiten. An wen muß ich mich wenden? Wie fange ich es überhaupt an, um zum Ziele zu kommen?

E. B., Berlin-Zehlendorf

Mit der Stellenvermittlung für berufstätige Frauen nach dem Auslande befassen sich verschiedene Arbeitsämter, für Haushilfspersonal kommt z. B. das in Dresden in Frage, ferner Arbeitsamt Lörrach in Baden, Arbeitsamt in Wiesbaden. Wir raten, sich zunächst an das Landesarbeitsamt Brandenburg, Berlin NW 40, Roonstraße 9, zu wenden und anzufragen, ob dort Stellenangebote aus dem Auslande vorliegen. Zu betonen ist jedoch, daß die Aussichten im allgemeinen nicht günstig sind, da auch in anderen Ländern eine gedrückte Wirtschaftslage an äußerster Personalbeschaffung geführt hat. Insbesondere liegt in der Schweiz das Hotel- und Gastronomiegewerbe darunter, da der Fremdenzustrom in diesem Jahre sehr nachgelassen hat. — Um in der Schweiz eine Erwerbstätigkeit auszuüben, muß man die Arbeitsgenehmigung von der zuständigen kantonalen Fremdenpolizei erhalten haben; wird das Gesuch abgelehnt, so muß der Antragsteller die Schweiz verlassen. Aus diesem Grunde ist es dringend zu empfehlen, daß die Einreise in die Schweiz erst erfolgt, wenn die Aufenthaltsbewilligung mit Erlaubnis zur Arbeitsaufnahme bereits vorliegt. Der Antrag ist an das zuständige schweizerische Konsulat in Deutschland zu richten. Nach den neueren Bestimmungen kann auch der Arbeitgeber die Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung für einen Ausländer beantragen. Sollten Sie also erst einmal eine Stellung in Aussicht

haben, so müßten Sie den Arbeitgeber hierzu veranlassen, ehe Sie die Reise antreten. Es ist dringend erforderlich, die Arbeitsbedingungen schriftlich zu vereinbaren, namentlich auch die Zeitdauer des Arbeitsverhältnisses, die Frage der Kranken- und Unfallversicherung, Tragung der Reisekosten für Hin- und Rückfahrt sowie die Meldegebühren, die der Fremdenpolizei für Erteilung der Aufenthaltsbewilligung zu entrichten sind. Wichtig ist auch die vertragliche Abmachung, daß fremdenpolizeiliche Maßnahmen gegenüber dem Arbeitnehmer keinen Grund bilden, dessen vereinbarte Rechte zu schmälern oder aufzuheben.

Graphisches Gewerbe

Meine Tochter, 18 Jahre alt, Museumsreise, hat Begabung für Zeichnen und Graphisches. Geldmittel sind beschränkt. Kann zum graphischen Gewerbe geraten werden?

A., Düsseldorf

Nur die überdurchschnittliche Begabung kann sich heutzutage im Kunstgewerbe durchsetzen; es ist also notwendig, auf Grund der bisherigen Leistungen von einem unvoreingenommenen Fachmann das Maß der Begabung feststellen zu lassen, ehe die Entscheidung getroffen wird. Aber auch bei positivem Ergebnis muß berücksichtigt werden, daß eine mehrjährige Ausbildung beträchtliche Geldmittel fordert und erst nach Jahren langen Ringen zu nennenswerten Einkünften führen wird. — Sind die Möglichkeiten hierzu nicht gegeben, so ist es besser, die handwerkliche Ausbildung zu wählen, die zugleich zeichnerische Begabung verlangt, wie z. B. die Schneiderei. Auf dieser Grundlage kann später immer noch der Übergang ins Kunstgewerbe (Modezeichnerin, Mode-Illustration, Modellme) erfolgen. — Wir empfehlen Ihnen Rücksprache mit dem Arbeitsamt Düsseldorf, Abt. Berufsberatung, wegen geeigneter Lehrstellen und Ausbildungsanstalten in Ihrer Stadt.

Kinderbücher und Jünglingschriften

Das Weihnachtsfest ist zwar erst verhältnismäßig spät im christlichen Hauskalender an die erste Stelle gerückt und hat diese Stelle auch nur in Deutschland unbestritten erobert und behauptet. Trotzdem ist es ein uraltes Fest, zu dessen feierlichem Begehen Anlass und Brauchtum aus zwei verschiedenen Quellen zusammengeflossen sind und sich zu einer Einheit verschmolzen haben. Altgermanische Volksüberlieferung und christliches Erhebungsbüdernis im Gedenken an die immer ersehnte und endlich erfüllte Ankunft des Erlösers unter den Menschen verlangten ein Fest mit freudigen Symbolen. Als drittes Element mag der altrömische Gebrauch des Bescherens und Empfangens von Gaben um die Zeit der Jahreswende mitgesprochen haben; aber diesen besonderen Sinn hat das Weihnachtsfest wiederum nur im germanischen Sprach- und Stammesgebiet scharf ausgeprägt. Gerade dadurch aber ist hier das Christfest ausgesprochen zum Kinderfest geworden; denn Kinder sind von Natur die dankbarsten Empfänger für alle materiellen und geistigen Spenden dieser Zeit, die unter dem Zeichen der Freigiebigkeit und des Opferwillens steht, mögen nun je nach Ortsitte und alter Gewohnheit das Christkind selbst oder seine legendären Vertreter, der heilige Nikolaus und Knecht Ruprecht, der stark vermenschlichte und abgeblafste „Weihnachtsmann“ oder die Eltern selbst als die Segensspender darstehen. Schließlich ist ja auch der Marzipan- und Lebkuchenbäcker ebenso wohl wie der Bilderbuch- und Märchenbuchfabrikant der Stellvertreter des göttlichen Kindes, von dem aller Segen ausgeht.

Bilderbücher — mit der Puppe, dem Holzpferdchen und dem Teddybären der erste dem rein materiellen Behagen überlegene Besitz des kleinen Erdenbürgers! Das Christkind hat seit langen Jahren seine ständigen, bewährten Lieferanten für diesen begehrten Artikel. Da kommt auch in diesem Jahr wieder der beliebte Herr Joseph Scholz aus Mainz und bringt reiche Auswahl an unzerrissbaren und zerrissbaren Herrlichkeiten, mit und ohne Text, schlicht und farbenprächtig, je nach Wunsch und Bedarf. Wünschen Sie Tiere? Hier: „Lieblingstiere“, „Gute Bekannte im Haus und Hof“, „Freunde aus der Tierwelt“, „Auf dem Lande“, „Haustiere“. Ziehen Sie Menschenkinder vor? Hier die beliebtesten „Zehn kleinen Negerlein“, „Sneewittchen und Rotkäppchen“, „Märchen“, „Aus der Spielzeugschachtel“, „Gute Fahrt“, „Für kleine Reisefreunde“. Soll sich neben der Augenweide auch das Ohr am einprägsamen Reimklingel ergözen? Hier: „In den Ferien ist es schön“, „Trarira — Der Sommer der ist da“, „Liebe Kinderreime“, „Schweinchen schlachten, Würstchen machen. Quiet, quielt, quielt!“ Soll auch schon dabei gelernt werden? Hier das alphabatische Bilderbuch „Wie sich die Kinder freuen!“ Für jede Preislage, jede Börse Geeignetes.

Aus dem Verlage von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., in bekannter Meisterschaft Bilder von Else Wenz-Bütor mit Versen von Martha v. d. Knezebeck, zum Beispiel das besonders zeitgemäße „Weihnachten“ oder von derselben Künstlerin mit Versen von Will Besper: „Des Wiesemannchens Brautfahrt“ oder vom Professor Wilhelm Schulz das immer willkommene „Die liebe Eisenbahn“. Ins Gebiet der Sage gehören aus demselben Verlage: „Die Gudrun sage“ von Will Besper, „Die Sagen vom deutschen Rhein“ von Else Franke; in das verwandte des Märchens „Die Märchenentrühe“ von Vilmar Mönckeberg-Kollmar.

Für kleine Genüßlinge hat J. F. Schreiber, Eßlingen, sein Bilderbuch „Lekkerli“ herausgebracht, bei dem einem das Wasser im Mund zusammenläuft.

Lev & Müller, Herold-Verlag in Stuttgart, wendet sich mehr an ein phantasievolles Publikum von relativ größerer Lebensreife: „Drei Jungen auf dem Kriegspfad“, aus dem Dänischen von Christian P. Hansen, für Knaben von acht bis zwölf Jahren; Barbra Ring: „Petras Reise“ für Mädel von sechs bis zehn Jahren; Leonh. Roggeven: „Das Geheimnis des Bram Bingerling“, Schülerabenteuer für Zehn- bis Vierzehnjährige; „Abenteuer-Geschichten“ von Alfred Sternbeck; „Hans Eichhorn der Lausbub“ von Sepp Bauer mit Bildern von Maria Grengg; und darüber hinaus für jedes Alter eine neue Ausgabe von „AnderSENS Märchen“ in Auswahl mit vielen Bildern von Ernst Auker; illustrierte Erzählungen von Josephine Siebe: „Drei aus Ober-

heudorf“ und „Die kleine Mausell Pfefferkraut“, eine historische Erzählung aus den Befreiungskriegen. Adele Ellan hat für denselben Leserkreis eine Johann-Strauß-Erzählung „An der schönen blauen Donau“ geschrieben, und Erika Mann eine abenteuerliche Kindergeschichte: „Stoffel fliegt übers Meer“.

Den beliebten Abenteuergeschichten von Emilio Salgari, dem italienischen Karl May, wie er genannt wird, hat der Phönix-Verlag von Carl Siwinna in Berlin seine Aufmerksamkeit zugewandt. Wir nennen aus der neuen Reihe dieser Romane: „Die Flucht aus der Fremdenlegion“, „Die Kreuzerfahrten des Skorpion“, „Das Sklaven Schiff“ und „Die Braut des Korsaren“.

Der Verlag von A. Thienemann in Stuttgart pflegt ebenfalls das abenteuerliche Gebiet. Aus seinen Darbietungen seien hervorgehoben: Marg. Geist: „Ich hatt' einen Kameraden“, Erlebnisse des Airedaleterriers „Fritz“ in Südamerika; Helmut Schittehelm: „Wir zogen nach Trianon“, und vor allem Kurt Fabers, unseres betrauteten Mitarbeiters, schönes Erlebnisbuch „Im wilden Patagonien“; ferner das humoristische Buch von C. Hohrath: „Hannelore erlebt die Großstadt“; Werner Bergengruen hat seinem schon bekannten „Zwieselchen im Zoo“ ein Gegenstück: „Zwieselchen und Turco-Me“ folgen lassen.

Aus dem Wilhelm-Limpert-Verlag in Dresden nennen und empfehlen wir die kleinen, aber feinen diesjährigen Darbietungen „Singsang für kleine Leute“, „Lebensborn 1933“, „Guckäulein 1933“, „Kasperle 1933“, „Bunter Kranz 1933“, „Jungborn 1933“, die sich zum Teil mit den Kalendern des bekannten Verlages inhaltlich berühren, aber besonders für die Kindheit und Jugend berechnet sind.

Mit einer Veröffentlichung des Verlages J. J. Weber in Leipzig: „Was machen wir?“, Spiel und Arbeit für Jungs und Mädchen, von Hedy Hebart verlassen wir das Gebiet der rein gemischenden Jugendliteratur und wenden uns dem praktischen und damit besonders pädagogisch fruchtbaren Beschäftigungsbüche zu, das in vielen Spielarten, je nach dem Lebensalter und den Neigungen des Kindes, für das es bestimmt ist, auch auf dem diesjährigen Weihnachtsmarkt zahlreich vertreten ist. Auch hier finden sich in der Hauptfache dieselben Verleger ein, die wir beim Bilder- und Lesebuch der vorigen Rubrik nannten. Ist die zuletzt genannte Darbietung des Weber-Verlages gewissermaßen eine Enzyklopädie der jugendlichen Betätigung, so wird den einzelnen Sondergebieten eine Menge besonderer Bücher gewidmet, angefangen mit dem einfachen Malbuch, über Modelliervorlagen und Basteleien hinweg zum Spiel- und Handarbeitsbuch und zu den verschiedenen Kästen und Kästchen mit Materialien und Vorlagen.

Das kindliche Malbuch in seinen verschiedensten Abstufungen wird besonders vom Verlag Schreiber in Eßlingen kultiviert, je nach Belieben mit Landschafts- und Tiervorlagen, mit solchen von Verkehrsmitteln (Eisenbahn, Schiffe), auch als Modellierbogen von der einfachsten zur kunstvollsten Art (zum Beispiel verschiedene Hefte mit 6 bis 11 Seiten Konstruktionsmodelle für Segelflugzeuge; zwei Bogen für Motorrad mit Beiwagen; drei Bogen für eine Propellerschwebebahn). Aus demselben Stoffgebiet bringt Otto Maier, Ravensburg, Autos, Lokomotiven, Rennwagen, Segel- und Raketenmodelle. Ferner Vorlagen für Weihnachtsschmuck, Krippenmodelle, für einen Flugplatz, für Figuren zum Ausfügen und bemalen. Er bietet auch eine abwechslungsreiche Auswahl von Spielen (Schiebespiel mit bunten Steinen, Postkartenkleben mit ausgestanzten Blütenformen, Boccia auf dem Tisch, Sternrupsen). Joseph Scholz in Mainz hat hübsche Spielflächen herausgebracht, besonders ein geographisches Frage- und Antwortspiel, mehrere Quartettspiele (Gemäldequartett, Rings um den Bodensee, Durch die Schweiz, Durch Thüringen und Sachsen) und ein amüsantes Spiel „Emil und die Detektive“. Aus dem Verlag Schreiber in Eßlingen ist noch die „Himmelsstreppe“ erwähnenswert, eine glücklich erfundene Variante der rasch beliebt gewordenen „Advents-kalender“.

Also für alle Wünsche sind Erfüllungen angeboten, und an Überraschungen fehlt es nicht.